Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

61. Jahr



DIE »BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS«

erfreut

durch die reichste Anregung in spannenden Romanen, Erzählungen und Kurzgeschichten; in Abenteuern und Märchen aller Völker; in Humor und Anekdoten; in Denksport und Rätsel; in schönsten Gedichten, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien und Photographien,

bildet

durch die aktuellsten Berichte in Text und Bild über Volks- und Landeskunde, schöne Künste, Forschungen, Erfindungen, Heilwesen und Technik,

verbindet

den einzelnen und sein Leben mit der großen Welt der Ideen und Taten, geschaffen durch den gemeinschaftsbildenden Geist der Tradition und Erneuerung,

fördert

die moderne Frau aller Volksschichten und Lebensalter, den Mann in allen Berufen, den Schüler und Studenten, den Meister, Lehrling und Gesellen, den Bauer, Arbeiter und Beamten,

alle Stände in Dorf und Stadt,

Jung und Alt in jedem Haus.

Die beliebtesten Autoren und Künstler sind ihre Mitarbeiter.

Krambambuli

Scharfe Sachen zum frohen Lachen

von

Peter Purzelbaum

Mit farbigem Schutzumschlag und 20 Textzeichnungen von

Emmerich Huber

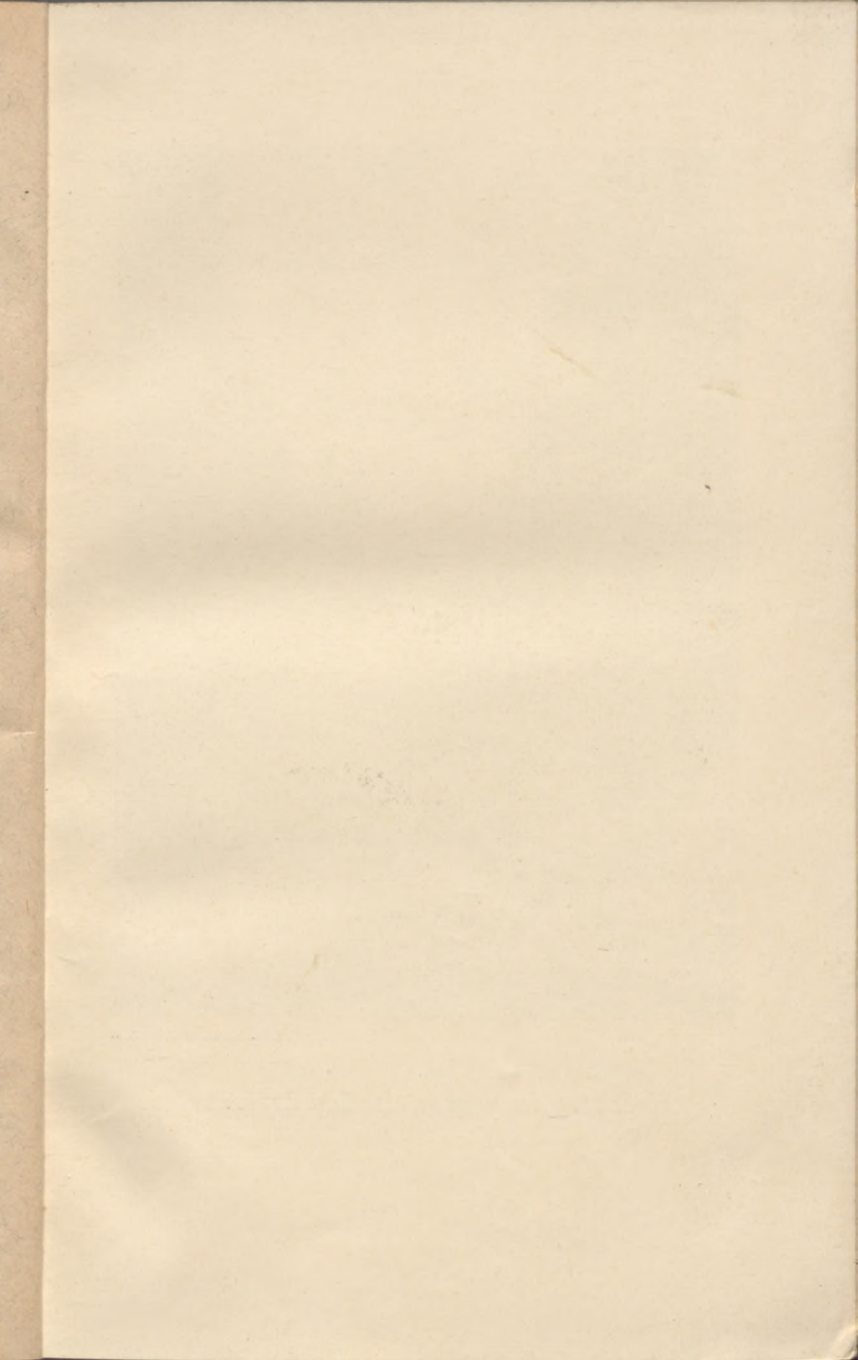
Kartoniert RM. 3.—, in Leinen RM. 3.80

*

Zwei Meister des Humors haben hier in Text und Bild ein neues lustiges Unterhaltungsbuch, einen willkommenen und wohlfeilen Sorgenbrecher für jedermann geschaffen. „Sonnenschein, auch wenn's regnet," — das ist sein Motto, und es wünscht sich nur recht viele Menschen, denen es heitere Laune bringen kann.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART





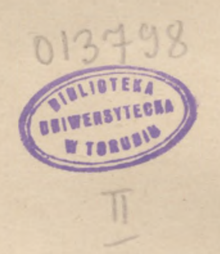
Aufn. Münchner Bildbericht

Holzsteg im romantischen Zillertal

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

61. Jahrgang
13 * 1937

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart * Berlin * Leipzig



Bilder aus der Erntezeit

Aufnahmen von Rosemarie Clausen



Blick nach dem Wetter



Arbeitspause

Auf dem Heimweg





Radierung von O. R. Bossert, Bavaria-Verlag

Reifes Feld

Die Sonne überglühte sich
aus lauter Liebe zum Getreide
und hing ein blankes Goldgeschmeide
an jeden Halm im Roggenstrich.

So steht das Feld beschenkt und reich,
es neigt das Haupt, das sonnenblanke,
und streut dem Mittag wie zum Danke
manchmal ein Körnlein in sein Reich.

Gottfried Kölwel



Aufn. Günther Grell

Die Seejungfrau

Mit dem ersten Preis
der „Bibliothek" ausgezeichnete Erzählung

von Günther Grell

(Schluß)

Kuddel schimpfte und knurrte vor sich hin. Wir wußten nicht mehr recht, wo wir waren. Wir hielten alle drei angestrengt nach den Fahrwasserzeichen Ausschau. An der See konnten wir erkennen, daß flaches Wasser in der Nähe war. Einmal machte es Mühe, die Jacht über Stag zu bringen, ein Ungetüm von einer See rollte heran, warf sie wieder zurück, es war in diesem Augenblick nicht viel Fahrt im Schiff, es war, als wenn die „White Lady" von diesem Ansturm taumelte, sie sackte zurück, wurde hochgehoben, die Fock schlug back, und sie lag für einen kleinen Augenblick beigedreht. Verdammt!

Elisa machte große Augen, sie wußte nicht recht, was vorging. Sie dachte, sie hätte beim Wenden nicht schnell genug zugepackt und dadurch das verunglückte Manöver verschuldet.

Plötzlich, Kuddel und ich sahen uns an, war es, als wenn

die Jacht mit dem Kiel auf Grund auffetzte. Sie ritt auf einen Wellenberg hinauf, glitt hinab und setzte wieder auf. Diesmal spürten wir es alle deutlich.

Nee!

Die Jacht stand im Wind, setzte auf, ein unheimliches Gefühl durchrieselte mich, es war, als wenn das Schiff erstarrte. Da, eine seitliche Bö, drückte das Schiff auf den andern Bug, es schlug noch zweimal leichter mit dem Kiel am Boden an und war wieder in tieferem Wasser.

Warum waren wir nicht in Svendborg geblieben? Aber „White Lady" war ein starkes Schiff mit festen Verbänden und einem Bleikiel, der leicht nachgibt und einen Teil des Stoßes aufhält.

Kuddel studierte die Karte, aber es half nicht viel. Woran sollten wir erkennen, wie weit wir in dieser einen Stunde gekreuzt waren? Ich hielt weiter nach Norden hinüber und wendete erst, als die Seen steiler wurden und ankündigten, daß wieder flacheres Wasser in der Nähe war.

Wir suchten nach den Fahrwassertonnen. Da, Elisa stößt einen kleinen Schrei aus und deutet in die Regenfront hinein, gleichzeitig hören wir etwas, das wie das Knallen und Mahlen eines Rohölmotors klingt. Da schiebt sich aus der Wetterwand heraus ein breiter, hochbordiger Steven, direkt auf uns zu, wird von einer Welle drohend hochgehoben, eine weiße Bugwelle schäumt auf, ein kleines braunes Segel wird sichtbar, wir hören den Motor gleichmäßig arbeiten —

Wenden? schießt es mir durch den Kopf. Keine Sekunde bleibt zum Überlegen, wir sind alle wie erstarrt. Gefühlsmäßig reiße ich das Steuer herum, halte ab, um mehr Fahrt ins Schiff zu bringen. Zum zweitenmal schiebt sich der Bug des fremden Schiffes mit einer Welle bedrohlich hoch, dreht sich ein



wenig ab, und dicht hinter unserm Heck gleitet der dicke, hochbordige Fischkutter vorbei. Wir sehen, wie neben dem Steuerhaus ein Fischer steht, breitbeinig, die Hände bis an die Ellbogen in die Hosentaschen versenkt, der den Kopf nach uns wendet. Dann verschluckt die Regenwand die geisterhafte Erscheinung.

Da hat der liebe Gott gerade noch den Daumen dazwischen gehalten!

Kuddel kletterte in die Kajüte, brachte eine Rumflasche heraus und einen Becher. Er hatte keine Lust, einen Korkenzieher hervorzukramen, schlug der Flasche den Hals ab und füllte für jeden den Becher so voll, wie es bei dem Seegang anging. Elisa wurde zuerst bedient.

Eine halbe Stunde später wurde es heller, der Regen ließ nach. Wir fanden eine Tonne, wußten wieder, wo wir waren, der Wind wurde gleichmäßiger und schwächer, und bald darauf konnten wir auch die Küsten erkennen.

Später wurde der Wind noch weniger und etwas Sonne brach durch die Wolken. Wir beschlossen, nicht weiter zu kreuzen, sondern vor halbem Wind nach Marstall auf der Westspitze von Aerö zu laufen, das uns am nächsten lag.

Wir waren ziemlich naß geworden. Die Sonne wärmte nicht genug, es briste wieder etwas nach, und uns fror. Kuddel schlug vor, die Rumflasche ganz auszutrinken. Das taten wir und merkten gar nicht recht, daß wir scharfen Rum unverdünnt tranken.

Kuddel wurde redselig. Er fragte Elisa, ob sie Angst hatte, als der Fischkutter bedrohlich vor uns auftauchte und auf uns zuhielt.

Nein, Elisa hatte keine Angst gehabt, dazu war keine Zeit geblieben. Aber es hätte komisch ausgesehen, als das plumpe Schiff plötzlich auftauchte und sich unaufhaltsam heranwälzte.

„Dabei hätte er uns, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne dabei zu husten, über den Haufen gefahren", sagte Kuddel.

Wir mußten lachen; wir lachten lange darüber, daß uns der dicke Fischkutter fast gerammt hätte.

„Wir haben wahrhaftig keinen Jonas an Bord", meinte Kuddel, weil alles so gut ausgegangen war. Elisa wußte nicht, was mit einem Jonas gemeint war. Kuddel fand es bedenklich, daß Elisa die Geschichte von dem Propheten Jonas nicht kannte, der vom Zorn Gottes verfolgt wurde. Als er sich schließlich auf ein Schiff begab, sandte der erzürnte Gott Stürme über Stürme über das arme Schiff. Die Schiffsleute wußten sich nicht mehr zu helfen, sahen den nahen Tod vor Augen, bis sie herausfanden, daß Jonas alles Unglück verschuldet hatte. Da warfen sie ihn über Bord, und augenblicklich beruhigte sich das Meer wieder. Jonas aber wurde von

einem Walfisch verschluckt, in dessen Magen er drei Tage und drei Nächte lang betete und fastete und dann unverdaut als ein besserer Mensch wieder an eine Küste gespuckt wurde.

„Wenn du solcher Jonas wärst", sagte Kuddel, „und uns nur Schlechtwetter brächtest, dann würden wir dich zwar nicht ebenso rücksichtslos über Bord werfen, ganz bestimmt aber im nächsten Hafen absetzen. Zum Glück für dich und uns bist du der gute Geist an Bord, Elisa, Freund der Winde und der Wellen."

Sie freute sich darüber.

*

In dem kleinen Ort Marstal auf Aerö, da war es auch, wo Elisa ein Abendessen für uns geschenkt bekam. Sie erzählte, sie bekäme häufiger etwas geschenkt, auch von Menschen, die sie gar nicht kannte.

Als wir in Marstal festgemacht hatten, zogen Kuddel und ich uns in der Kajüte trockenes Zeug an. Elisa kletterte an Land und spazierte unterdessen am Wasser entlang, um den Hafen zu besehen. Wir hatten uns schnell umgezogen und die nassen Plünnen draußen zum Trocknen aufgehängt, aber der Smutje kam nicht zurück. Nun ist Marstal gewiß ein eigenartiger Hafen, in dem es mancherlei zu sehen gibt. Das kleine Hafenbecken ist zum Beispiel nach See durch eine mannshohe Feldsteinmauer geschützt, die aus großen und kleinen Feldsteinen zusammengeschichtet ist. Und trotz der Enge und obgleich Marstal nur klein ist, liegen im Hafen immer ein paar Dreimaster und ein paar kleinere Frachtdampfer, die hier zu Hause sind.

Endlich entdeckten wir Elisa bei einem Fischkutter, auf dem das Schleppnetz zum Trocknen am Mast vorgeheißt war. Ich

kletterte auf den Großbaum, um besser zu ihr hinübersehen zu können. Auch Kuddel war neugierig und kletterte zu mir herauf.

Sie sprach mit den Fischern, kletterte dann auf den Fischkutter hinauf, wobei der jüngere, ein großer blonder Kerl, ihr behilflich war, lachte vergnügt, sah in die Vorderkajüte hinein und interessierte sich sichtlich für den Inhalt der Bünn. Der Fischer hockte neben der Bünn nieder, Elisa beugte sich hinüber, man sah es, sie freute sich. Der Fischer zog einen Fisch heraus, zeigte ihn ihr und warf ihn wieder in die Bünn. Das setzte sich ein paarmal fort, bis der Fischer zwei große Dorsch aufs Deck legte, sich von dem Alten ein Stück Papier geben ließ, die Fische einwickelte und sie Elisa überreichte. Sie hüpfte vor Freude, bedankte sich herzlich, reichte den beiden Fischern die Hand, ließ sich an Land geleiten und ging eilig zurück. Zwischendurch wandte sie sich um und winkte den Fischern zu, die zwar nicht zurückwinkten, aber gutgelaunt den rechten Arm halb hochhoben. Das sagte schon genug.

Strahlend kam sie zu uns an Bord zurück.

Von Fischen verstand Kuddel mehr als Elisa, und er übernahm es diesmal lieber selbst, das Abendessen zu bereiten. Mit vieler Liebe und vielen lustigen Redensarten, die er dem Ernst seiner Verrichtungen anpaßte, hantierte er in der Kombüse. Er verbot uns streng, ihm in seinen Kram hereinzureden. Eine Schaustellung gab er uns, schüttelte, rührte, würzte behutsam mit seinen großen Händen, begründete uns alles, was er tat, und verwandte verschwenderisch die teuersten Zutaten, so daß Elisa immer wieder in Versuchung kam, Einspruch gegen diese Verschwendungssucht zu erheben. Zwischendurch zündete sich Kuddel manche Pfeife an, legte die gefalteten Hände auf die Knie und bewachte geduldig und innerlich gesammelt unentwegt seine Töpfe.

Ein kleines Fest wurde es, dieses Abendessen in Marstal nach einem nassen, erlebnisreichen Tag.

Ich habe es noch nie erlebt, daß Fischer etwas von ihrem Fang verschenkten. Du mußt erzählen, wie es zuging, Elisa.

Und sie erzählte genau, wie es kam. Ob wir die Fischräucherei am Kappelner Hafen mit den zwei dicken Räucherschornsteinen gesehen hätten? Die Räucherei gehörte dem alten Iver Christensen und seinem Sohn, der mit im Geschäft war. Die beiden fuhren mit ihrem Kutter selbst auf die Ostsee zum Fischen. Vor drei oder vier Jahren sind sie wie gewöhnlich im Oktober zum Fischen gefahren, nicht zurückgekehrt und seitdem verschollen.

Eine alltägliche Geschichte von der Wasserkante.

„Nein, nicht alltäglich", widersprach sie. „Um die Zeit gab es keine Stürme, es ist nichts von ihrem Schiff gefunden worden. Die Leute sagen alle, die beiden Christensen wären bestimmt nicht ertrunken. Sie haben ihre beiden Frauen im Stich gelassen, sind nach Dänemark gefahren, um nie zurückzukehren. Oder sie haben ihren Kutter in Dänemark verkauft und sind mit dem Geld nach Amerika ausgewandert. Der junge Christensen war genau so einer wie der Alte. Man kann es ihnen schon zutrauen. Die junge Frau Christensen hat sich jetzt wieder verheiratet. Ja, und der jüngere Fischer, der mir die Fische schenkte, sprach etwas Deutsch und sah genau so aus, wie der junge Christensen aus Kappeln, den ich noch gekannt habe."

Merkwürdig, diese auffallende Ähnlichkeit. Elisa wußte nicht, ob es wirklich Christensen war oder nicht.

Kuddel lachte gutmütig. Du lieber Gott! Die Leute in einer kleinen Stadt, wo jeder jeden kennt, haben immer so viel geheimnisvolle und merkwürdige Geschichten voneinander zu

erzählen. Er wies ihr nach, daß sie sich nach drei oder vier Jahren kaum noch an das Aussehen eines nur flüchtig bekannten Menschen erinnern, sich dagegen nach so langer Zeit sehr leicht täuschen könne. Nein, Kuddel hatte keinen Sinn für Spökelkikeri, wie er sich ausdrückte. Die Leute glauben eben nur an einen natürlichen Hergang, wenn sie ihn selbst miterlebt haben, und glauben nur daran, daß einer tatsächlich aus dem Leben geschieden ist, wenn sie ihn tot haben daliegen sehen.

Elisa gab ihm Recht. Aber die Geschichte von den beiden Christensen und die merkwürdige Ähnlichkeit des Fischers in Marstal waren noch lange nicht für sie erledigt.

*

Schließlich, in einer Nacht, segelten wir wieder in den kleinen Belt hinein. Um elf Uhr abends löste ich Kuddel ab. Der Mond war aufgegangen. Vor dem achterlichen Wind lief „White Lady" schnell und behend dahin. Ich freute mich auf den zauberhaften nächtlichen Segeltörn.

Elisa hatte nachgesehen, ob unsere Seitenlaternen gut brannten. An der Luvseite blieb sie beim Mast stehen, hielt sich mit der einen Hand an der Want, mit der andern am Tauwerk, das den Mast entlangläuft, und sah auf die See hinaus. Sie trug einen unserer blauen Mäntel, der ihr natürlich viel zu groß war. Wie ein großer Junge mit breiten Schultern sah sie darin aus.

Elisa sollte am Morgen die erste Wache segeln und ich wollte sie zur Koje schicken, damit sie ausschlafen könnte, aber sie antwortete halblaut, sie möchte diesen Abend nicht verschlafen. Bald darauf kletterte sie zu mir in die Plicht.

Nun, sie hatte recht, solchen einzigen Abend auf See durfte man sich nicht entgehen lassen. Im Mondlicht schimmerte die See in weißem Glanz, aber nicht tot und starr. Der Wind

hielt die See in Bewegung, leise rauschend rollten die Wellen einher; das Mondlicht rieselte über das Wasser. Bei der Helligkeit konnten wir in das klare Seewasser hineinsehen, das zuerst nur in der Kiellinie, dann auch an den Bordseiten aufleuchtete, als wir einen Tampen mitschleppen ließen. Dazu das leise Rauschen und Gurgeln am Bug, wie wenn unser Schiff sang.

Gleichmäßig ruhig blinkten uns die Leuchtfeuer entgegen, die wie die Küstenstriche ungewöhnlich gut zu sehen waren, so daß wir nicht nach unserm Kompaß zu steuern brauchten. Immer aber zog das Wasser dicht um unser Schiff den Blick an, das durch so unendlich viele kleine leuchtende Punkte erhellt, geheimnisvoll in die Tiefe hinabschimmerte. Wir wagten nicht laut zu sprechen. Wie die See, die unsere Jacht so wunderbar leicht dahintrug, lebte! Nein, nicht belebt war das Wasser von vielen tausend Wesen; das Wasser selbst lebte!

Um nur eine solche Nacht auf See zu erleben, lohnt es, ein ganzes Jahr lang auf See zu segeln, Elisa. Eine solche Nacht belohnt tausendfach für alle Mühe und alle bösen und schlechten Tage vorher und nachher.

Sie schwieg, lauschte und sah immer wieder über die weiße See hin.

„Ich hätte noch länger gewartet, wenn ihr auch diesmal nicht gekommen wäret, um mich zu holen“, sagte Elisa leise. „Wenn ich manchmal davon träumte, warst du ein Seeräuber und ‚White Lady‘ — ‚White Lady‘ war nie etwas anderes, auch nicht, wenn ich davon träumte.“

Seeräuber haben harte Gesichter mit lauernden Augen. Vielleicht auch dicke Bäuche, ich weiß es nicht genau.

„Aber es sind Männer“, sagte sie. „So einer müßte mich davonsegeln, dachte ich. Er wäre wohl nie gekommen, ich träumte ja nur davon. Und nun seid ihr —“

Klar zum Halsen!

Ich hatte meinen Kurs nicht mehr halten können, weil der Wind seitlicher einkam, und mußte das Segel unbedingt auf die andere Seite bringen. Elisa bediente die Preventer, ich holte das Großsegel an.

Rund achtern!

Leicht legte sich „White Lady" auf den andern Bug, hinter uns schimmerte ein breiter Wasserstreifen auf. Nun konnte ich den alten Kurs wieder durchhalten.

Wenn eine Unterhaltung durch ein Segelmanöver unterbrochen wird, setzt man diese Unterhaltung gewöhnlich nicht fort. Wir schwiegen. Es gab so viel zu sehen ringsumher. Und Schweigen ist oft mehr als Reden. In so einer Nacht kann ein Schweigen mehr sagen als tausend Worte. Es gibt so viel Unaussprechliches zwischen zwei Menschen, was man nur durch Schweigen sagen könnte. Wenn du einmal zutiefst in dich hineinhorchst, dann spürst du, daß du mitten unter den Menschen einsam bist. Der andere steht keinen halben Schritt neben dir, du kannst seine Hand fassen, ihn festhalten, es nützt dir nichts, eure Seelen bleiben zwei Welten; so fern sind sie einander wie zwei Sterne.

Ganz selten einmal in einer seltenen Stunde triffst du einen Menschen, bei dem du nicht mehr deine Welteinsamkeit fühlst. Ihr seid wie zwei Schiffe, die mit gleichem Wind auf gleichem Kurs nebeneinander segeln. In solchen glückvollen Augenblicken mußt du schweigen, damit die kleinen hilflosen Worte nicht die alte Kluft zwischen euch legen.

Und die Liebe vermag über die Himmelsweiten zwischen zwei Menschenseelen die Brücke zu schlagen.

Warum mochtest du nicht schweigen, Elisa?

Es war eine Nacht, so unwirklich, daß es leichter wurde,

über Dinge zu sprechen. Etwas ganz Närrisches sagte sie, nur diesen einen Satz: „Du mußt nicht glauben, daß ich allein zum Maskenball gegangen bin; meine Tante, weißt du, liebt Maskenbälle so sehr, und ich mußte jedesmal mit ihr gehen."

Was sollte ich darauf antworten?

Elisa beugte sich über die Bordwand, streifte einen Ärmel zurück und griff mit der Hand in das Wasser hinein, als wollte sie die leuchtenden Punkte im Wasser greifen. „Das Leben muß so schön sein — mit allem —" sagte sie leise. „Ich kann es mir noch gar nicht recht vorstellen. Man ahnt es nur so."

„White Lady" lief mit vollen Segeln so leicht dahin. Der Wind raumte. Ich holte die Segel etwas an, und nun hielt sie ruhig ihren Kurs, ich brauchte eigentlich nicht zu steuern.

Die Jacht lag so ausgeglichen, daß sie allein getreulich Kurs hielt.

Neue Leuchtfeuer kamen in Sicht. Elisa holte das Leuchtfeuerverzeichnis herauf und zählte die Kennungen der Feuer aus. Kaum war sie damit fertig, da fragte sie etwas.

„Nein, ich sollte so etwas wohl nicht fragen", sagte sie.

O doch, alle Fragen dürften erlaubt sein, wir waren ja Bordkameraden.

„Warum segelt Juliane nie mit euch?" fragte sie und sah mich an.

Juliane? Ich wollte lachen. Das kannst du nicht verstehen, Elisa. Du bist noch zu jung. Du weißt noch zu wenig vom Leben und von den Menschen. Auf eine Seefahrt wie diese würde ich Juliane nie mitnehmen. Vielleicht weil wir uns verlieren würden. Sieh, Elisa, ein Mann will mit seinen Plänen und Gedanken einmal über die Wolken hinaufsteigen, nichts wäre ihm hoch und unerreichbar genug zum Erstreben, Ersehnen, Erhoffen. Eine Frau bleibt ewig mit beiden Beinen auf der Erde und im Leben, sie kann ihm nicht folgen, darf sich nicht mit hinaufziehen lassen, oder sie geht zugrunde.

Übertrieb ich absichtlich? Beschämte mich dieses Mädchen, das unser Fahrtkamerad war und wie ein Junge, wie ein Mann in jeder Lage seinen Posten ausfüllte? Sie antwortete: „Eine Frau kann und darf, glaube ich, alles. Sie muß den Mann nur liebhaben."

Ich sagte ihr, sie sollte noch einmal die Seitenlaternen untersuchen. Vielleicht war der Docht zu kurz. Sie brannten so unruhig. —

*

Besonders oben in der Höhe von Kolding gleicht der Kleine Belt mehr einer Förde mit vielen kleineren und größeren

Inselhügeln mitten im freien Wasser und vielen schönen Ecken und Winkeln zum Ausruhen und Genießen nach anstrengenden Fahrttagen. Dort oben verengt sich der Belt zu einer langen, engen Durchfahrt. Wenn man von Süden kommt, liegt auf der rechten Seite dieser engen Stelle der kleine Ort Middelfahrt.

Bei der Fahrt durch den schönen Fänö-Sund hatten wir uns mehr Zeit gelassen als sonst, erst gegen Abend legten wir in der Nähe von Middelfahrt an. Elisa hantierte in der Kajüte und bereitete Abendbrot. Kuddel setzte sich aufs Kajütdach, schlug die Beine übereinander und begann behaglich auf seinem Schifferklavier zu spielen. Die Häuser lagen weiter vom Ufer ab, und kein Mensch war in der Nähe zu entdecken. Endlich, nach langer Zeit, als wir essen wollten, kam ein kleines fünf oder sechs Jahre altes Mädchen zu unserm Liegeplatz gelaufen, stellte sich halb hinter einen der dicken Festmachepfähle und beobachtete uns.

„Treten Sie getrost näher, gnädiges Fräulein", rief Kuddel. „Ein netter, kleiner Besuch ist uns immer willkommen. Darf ich das kleine Fräulein nicht einladen, zu uns an Bord zu kommen?" Er führte noch mehr dergleichen Reden. Das kleine Mädchen verstand natürlich kein Wort Deutsch, ließ sich aber trotzdem durch die freundlichen Worte bewegen, zu uns an Bord zu kommen, wo sie alles bestaunte. Sie erzählte ständig, was wir aber nicht verstanden, weil wir die plattdänische Sprache nicht beherrschten.

Kuddel und mir gegenüber zeigte das kleine Mädchen eine gewisse Scheu, aber mit Elisa wurde sie schnell vertraut. Der Smutje ließ seine Kochtöpfe im Stich, zupfte der Kleinen die Haarschleife zurecht und begann eine Unterhaltung, mehr mit Blicken und Bewegungen als mit Worten, die ja doch nicht

zum Verstehen ausreichten. Ja, und Elisa gelang es, was wir Männer nicht fertigbrachten, sich mit dem Kind zu unterhalten und seine Wünsche zu erfahren. Der ganze Besuch galt nur Kuddels Schifferklavier. Elisa gab dem Mädchen das Instrument, zeigte ihr, wie es gehandhabt werden mußte, und die Kleine begann eifrig Töne herauszuziehen und dabei munter uns Unverständliches zu plappern.

Wir beide bewunderten Elisa, vergaßen unser Abendbrot und sahen ihr und dem Kind zu, so eifrig, daß wir gar nicht auf den kleinen Fischkutter achteten, der neben uns anlegte. Plötzlich jubelte das Kind auf, hüpfte hoch, kletterte mit dem Schifferklavier an Land und lief zu dem Fischer, der verlegen lächelnd auf sein Kind wartete. Sie zeigte ihm alles, was sie gelernt hatte, und führte ihm das Schifferklavier vor, so gut sie konnte. Dann mußte sie es zurückbringen, sagte uns noch ein paar dänische Worte und lief zu ihrem Vater zurück, der es auf seine breiten Schultern setzte und so beladen zu den Häusern hinaufging.

Nun konnten wir unser Abendbrot beginnen. Elisa sah dem Mann und dem Kind lange nach. „Ein ganzes Schiff voll solcher blonden Kinder möchte ich haben", sagte sie. „Am liebsten zehn und jedes Jahr eins. Jungen und Mädel."

Kuddel wollte sein Schifferklavier dazu stiften.

*

Unser Sinn stand nicht nach der freien, weiten See. Unser Sinn stand nach Häfen, nach dem Kleinen, Alltäglichen, nach der Enge. Der nächste Hafen war Fredericia. Am Morgen strahlte die Sonne. Wir setzten noch den großen Ballon und kamen schnell nach dem nahen Hafen.

Zum erstenmal machten wir uns wirklich landfein. Durch

die geraden Straßen von Fredericia wollten wir einen ganzen Tag lang bummeln und alles, was es dort zu sehen gab, besehen. Kuddel und ich, wir machten uns zuerst in der Kajüte klar. Die große Schublade gab unsere blauen Anzüge, die blauen Sonntagsmützen mit den Abzeichen und weißes Wäschezeug her. Über Kuddel war eine übermütige Hafenstimmung gekommen. Er erzählte Schnurren, fragte, erzählte.

„Wie hießen noch die beiden Mädchen in Arnis?" fragte er. „Ich grübele schon die ganze Zeit über die Namen nach; sie wollen mir nicht einfallen. Du hast ein besseres Gedächtnis für Namen und mußt sie noch sagen können. Wir müssen ihnen unbedingt die versprochene Karte aus Fredericia schicken."

Wir wußten ja nicht, daß Elisa unterdessen oben auf dem Kajütdach wartete, bis sie sich in der Kajüte umziehen könnte. Und wir dachten uns nichts dabei, wenn wir uns über die Mädchen aus Arnis unterhielten.

Nun konnte Elisa die Kajüte beziehen. Die große Schublade hatten wir für sie herausgezogen stehen lassen. Damit uns das Warten nicht zu langweilig würde, kletterten wir an Land und schlenderten am Hafen entlang.

Sie kam nicht. Kuddel meinte, wenn sie wirklich ein Junge wäre, stände sie schon lange landfein angezogen neben uns. Schließlich wurden wir ungeduldig, wanderten zu unserm Schiff zurück und riefen nach ihr, ohne eine Antwort zu erhalten. Da ging Kuddel an Bord, sah durchs Kajütluk in die Kajüte, sprach mit ihr, ruckte mit den Schultern und kam zurück.

„Der Smutje hat keine Lust zu einem Landgang", sagte er. „Sie will vielleicht ausschlafen oder ein Mittagessen für uns kochen. Warum nicht? — Wir gehen eben allein."

Damit war ich jedoch nicht einverstanden und ging selbst an Bord zurück. Die Schublade stand noch offen wie vorher, nichts darin war angerührt. Elisa lag auf dem Kajütsofa, das Gesicht zur Wand, und rührte sich nicht.

Anfangs habe ich nicht begriffen, weshalb sie geweint hatte. Dann fiel mir ein, daß sie auf dem Kajütdach saß, während wir uns in der Kajüte landfein machten, und daß sie unsere ganze Unterhaltung mit anhören konnte. Ich tat, als sähe ich nicht, daß sie geweint hatte, und sagte ihr in barschem Ton, sie solle uns nur nicht so lange warten lassen, sich endlich umziehen und mit uns kommen, wie es sich für einen guten Bordkameraden gehöre.

Sie schwieg. Aber lange vermochte sie nicht mehr an sich zu halten; plötzlich wandte sie sich herum und rief zornig: „Ihr mögt mich behandeln und so wenig ernst nehmen, wie ihr wollt, ich bin kein Stück Holz, ich bin kein Junge und will keiner sein, ich bin nicht so jung und dumm —" sie konnte nicht weitersprechen, ein trockenes Schluchzen überwand sie.

Ich weiß nicht mehr, wie ich sie bewegen konnte, doch mit uns zu gehen. Sie sah ein, glaube ich, daß sie sich nun gerade recht jung und dumm benahm. Und dann zog ich behutsam ihr Kleid heraus und sagte ihr, sie sollte es anziehen, dann könnte sie niemand für einen Jungen halten. So vieles andere hätte ich ihr sagen müssen, was sie eher hätte trösten können.

Aus einem trüben Nebelmorgen wird oftmals ein Tag mit schönstem Sonnenwetter. Ich hatte Elisa niemals in ihrem rosafarbenem Sommerkleid mit den fröhlichen Blumen darauf gesehen. Wer hätte dich jemals für einen Jungen halten können, Elisa?

Wir sind auf den alten Wällen rings um die kleine Stadt gelaufen, haben nur manchmal innegehalten, um vom Laufen

auszuruhen, und dann von oben in die breiten gewinkelten Straßen von Fredericia mit den bescheiden niedrigen Häusern daran hineingesehen, uns darüber gefreut und sind weitergelaufen. Über alles haben wir uns gefreut, über die Sonne, über die kleine Stadt, über das grüne Gras auf den Wällen, über die Ziegen, die dort grasten, und über Elisa haben wir uns gefreut. Dort wo der Weg über den Stadtwall eng wird, weil er an beiden Seiten und dann wieder nur an der einen Seite von grünen Büschen bestanden ist, lief sie uns plötzlich aus purem Übermut davon; wir hinterdrein. Ich holte sie zuerst ein und faßte sie. Elisa, atemlos vom Lachen und Laufen, strampelte und schlug mit den Armen um sich, um sich mir zu entwinden. Ich aber, ich hielt sie fest, hob sie ein wenig hoch. Da gab sie sich drein und lehnte sich gegen mich, daß wir beide fast umgestürzt wären. Mit dem Arm, mit dem ich sie umfaßte, spürte ich, wie ihr das Herz schlug und heftig vordrängte, als wollte es in hellem Lebensübermut zerspringen. Ich hob sie vollends auf meine Arme und bin noch mit Kuddel um die Wette gelaufen. Natürlich, er war der schnellere. Von dem östlichen Wallteil haben wir auf die See hinausgeschaut, wo die Wellen voller glitzernder Sonne waren. Elisas helles buntes Kleid leuchtete und flatterte, der Wind wehte durch ihre Haare. Sie war wirklich kein Junge mehr.

Im besten Gasthof von Fredericia haben wir Smutje Elisa zum Essen geladen. Hatte sie nicht allen Kummer vom Morgen schon lange wieder vergessen? Wie sie lachen und übermütig sein konnte! Ich hätte es wahrhaftig nie geglaubt. Kuddel bestellte Rotwein. Dieser Tag mußte gefeiert werden. Dem Kellner gaben wir zehn Kronen Trinkgeld. Elisa sollte uns ein wenig bewundern oder wir hatten wohl auch keine kleineren Geldscheine mehr. Hundert Kronen, mein ganzes Geld würde

ich ihm schenken, wenn er jetzt Elisa und mir noch einmal aufwarten würde, genau wie damals. Aber man kann das mit Geld nicht erkaufen, nicht eine einzige der übermütigen, ausgelassenen Stunden in Sonne und Wind auf den Wällen von Fredericia.

Bestimmt hattest du den kleinen Kummer vom Morgen vergessen, Elisa. Ich kann nicht glauben, daß du nachher auch nur eine Sekunde lang daran denken mußtest.

Am Nachmittag sind wir durch die Straßen der Stadt gewandert, zum Hafen hinunter, zur Beltfähre und wieder durch die Straßen. Irgend etwas Ungewöhnliches, wenn möglich, etwas Närrisches mußten wir noch unternehmen. Vielleicht etwas kaufen? Kuddel und ich, wir brauchten wirklich nichts. Aber Elisa. Wir fanden eine kleine Schiffshandlung, dort wollte ich unserm Smutje eine weiße Kappe kaufen. Ein schwieriger und umständlicher Einkauf in der engen Ladenstube, wo es nach Seefahrt, nach Segeltuch, nach geteertem Tauwerk und Tabak roch. Wir konnten doch nicht Dänisch sprechen.

„Ah, e lille Kasget!" Der Schiffshändler verstand. Elisa bekam eine schöne weiße Kappe, die sie sofort aufsetzen mußte und die sie gut kleidete. Sie freute sich sehr über das kleine Geschenk; sie konnte sich über kleine Dinge so unendlich freuen.

Tausenderlei gab es in dem Laden zu kaufen. Elisa bestaunte zum Beispiel die langschäftigen Gummistiefel. Der Preis spielte gar keine Rolle. Der Schiffshändler mußte lange suchen, ehe er eine passende Größe für sie fand, dafür saßen die Stiefel, die er herausgrub, auch wie angegossen. Elisa freute sich über die Stiefel, wollte aber dies neue Geschenk zurückweisen. Wir dürften ihr nicht so viel schenken, sagte sie. Das mache sie traurig. Gleich lachte sie wieder und ließ es geschehen, daß Kuddel in der umständlichen Art die Verhandlungen wegen

eines warmen wollenen Isländers aufnahm. Sie zog den lustig bunten Sweater mit der dicken Halskrause zur Probe über ihr helles Kleid, setzte dazu die weiße Kappe auf, die Seestiefel hatte sie noch nicht ausgezogen. Wir mußten alle lachen.

Es fehlte noch etwas an der Ausrüstung. Ob der Händler wohl einen Ölrock in passender Größe für Elisa vorrätig hatte? Doch, Elisa, für Schlechtwetter braucht man einen guten Ölmantel. Der darf dann nicht zu groß sein, weil er dann nur die Bewegungen hindert und überall hinterhakt. Wir wollen ihn dir gar nicht schenken. Das Geld darfst du uns später zurückzahlen. Aber wir müssen dich doch für jedes Wetter ausrüsten. Der Schiffshändler fand einen Ölrock, in den Elisa hineinpaßte. Warum, um alles in der Welt, haben wir ihr damals in Fredericia nicht die schönsten Kleider gekauft. Vielleicht hätte sie sich darüber noch viel mehr gefreut.

Dann mit Paketen beladen wieder einen Gasthof angesteuert. Wir waren die Herren von Fredericia, Kuddel, ich und — Elisa. —

*

In der großen Schublade unter der Plicht lagen unsere blauen Anzüge, unsere blauen Sonntagsmützen und darüber, duftig und leicht, Elisas Sommerkleid. Die Kleider lagen dort so wohl verwahrt, es konnte ihnen bestimmt im ärgsten Wetter mitten auf der offenen See nichts geschehen. Keine unerlaubte Falte konnte sich in ihr Kleid hineindrücken, mochte draußen vorgehen, was wollte. Keine Nässe, kein Tropfen salziges Seewasser konnte hineindringen. Unberührt lag Elisas rosafarbenes Kleid in der großen Lade wie die sorgsam behütete Erinnerung an einen schönen Sommertag, einen einzigen Sommertag auf den Wällen der alten Beltfeste Fredericia.



Woher nur die Unrast? Dachte ich doch an Juliane?

Du sollst segeln, „White Lady", segeln wie eine Windsbraut. Schönes, schnelles Schiff, du sollst segeln, wie du noch nie in deinem Leben gesegelt hast. Du sollst deinen schlanken weißen Leib in die Seen graben, mit einem weißen Schaumring um den Bug auf die Wellenberge hinaufeilen. Deine Segel sind gut und fest, dein Tauwerk ist stark. Ich will dich nicht zurückhalten. Ich will das Steuer locker lassen, dir den Willen geben, dich ausgreifen und dahineilen lassen. Nur spüren will ich an dem Wiegen, dem Rauschen und dem feinen Erschüttern, wie du dich durch die Seen frißt und vorausstürmst.

Wir segelten, als ginge es ums Leben, als hätten wir die ewige Seligkeit zu ersegeln.

*

Kennt ihr Barend Fokke?

Elisa wußte nichts von ihm.

Barend Fokke segelte wie der Teufel, ohne sich an Wind und Wetter zu kehren. Er zog nicht wie die andern Schiffer die Segel ein, wenn es zu dunkeln begann. Auf den Masten seines Schiffes ließ er eiserne Stengen anbringen, die einem handfesten Sturm eher standhielten als hölzerne Spieren. Und er segelte, segelte.

In neunzig Tagen segelte er von Holland nach Batavia. In zweihundertdreißig Tagen segelte er von Holland nach Ostindien und zurück. Ging das mit rechten Dingen zu? Die andern Schiffe brauchten dreimal so lange Zeit. Man nannte ihn einen Zauberer, verleumdete ihn, er habe einen Pakt mit dem Bösen geschlossen. Ein Kerl war er, Barend Fokke, häßlich, roh und abschreckend, aber von riesenhaftem Wuchs und stark wie ein Bär.

Man klagte ihn, den Schiffer, der Zauberei an, weil er Tag und Nacht durchsegelte und nicht halb soviel Zeit für seine Reise brauchte als andere Kapitäne. Vor dem Inquisitionstribunal mußte er sich verantworten als Zauberer, der mit dem Bösen paktiert hatte.

Barend Fokke entkam seinen Richtern, ging mit seinem Schiff in See und kehrte nie zurück, weil er verdammt wurde, so berichtet die Chronik, auf ewig mit seinem Schiff zwischen Kap Horn und dem Kap der Guten Hoffnung zu kreuzen, ohne jemals einen Hafen anzulaufen.

So segelte und segelte Barend Fokke.

Aber bei Batavia wurde auf einer kleinen Insel zu Ehren des kühnen Schiffers Barend Fokke eine eherne Bildsäule errichtet, weithin sichtbar allen Schiffen, die vor Batavia ankerten. Das eherne Standbild ist längst verschwunden. Später

fanden Engländer es auf einer abseits liegenden Sundainsel, wo es von den Eingeborenen als Gott verehrt wurde.

Das ist die Geschichte von Barend Fokke.

*

Nebel und Stille; Nebel, Nebel, Nebel —

Alle Augenblick gibt Kuddel mit dem Nebelhorn das vorgeschriebene Nebelsignal, der Ton wird vom Nebel verschluckt, dann ist es wieder still.

Auf dem Achterdeck sitzt Elisa, die Beine angezogen und die Arme um die Knie geschlungen, und staunt die undurchsichtige feuchte Wand an. Ganz wenig Fahrt ist im Schiff, daß es eben noch dem Steuer gehorcht. Es treibt mit der Strömung dahin. Wir können erkennen, daß die „White Lady" noch Fahrt durchs Wasser macht; vor uns öffnet sich die Nebeldecke und tut sich hinter uns wieder zusammen. Wir fahren ins Nichts hinein.

„Ob wohl andere Schiffe hier in der Nähe sind und ebenso tot dahintreiben?" möchte Elisa wissen.

Wir müßten ihre Signale hören. Kuddel setzt das Nebelhorn wieder an, nichts antwortet.

„Wie lange mag der Nebel bleiben?" fragt sie.

Wer kann das wissen. Vielleicht bis zum Mittag, vielleicht bis zum Abend. Vielleicht treiben wir noch morgen im Nebel umher. Wir müssen warten, bis eine frische Brise die Nebelschwaden auseinandertreibt. Nur warten.

Gerade so weit, wie unser Schiff vorn und achtern reicht, können wir ungehindert sehen, aber nicht weiter. Eine eigene Welt, eine Welt im kleinen ist unser Schiff im Nebel.

Hätten wir jetzt nicht unsern treuen Kompaß, Elisa, wir wüßten nicht, wohin wir segeln müssen. Wir würden uns im Kreise drehen und nicht vorwärts kommen, vielleicht auch rückwärts segeln. —

Gegen drei Uhr kam endlich die frische Brise auf, die die Nebelschwaden zerstäubte. Leichter Seegang entwickelte sich, das Rund der See wurde wieder sichtbar und die „White Lady" tanzte mit vollen Segeln fröhlich voran.

Fast einen ganzen Tag lang hatte ich das Ruder nicht aus der Hand gegeben. Wieder so ein grauer, weiter Tag. Die beiden ließen mich allein segeln und krochen am Abend frühzeitig in ihre Kojen. Die Dunkelheit kam früher als an andern Tagen. Keine Sterne konnten die Wolken durchdringen; die graue Dunkelheit verschluckte alle harten Geräusche. Später frischte die leichte Brise etwas nach, aber die See hob und senkte sich so ruhig und behäbig wie vorher.

Ja, ich mußte an Juliane denken. Ich erinnerte mich daran, wie ich sie kennenlernte. Kuddel und ich, wir besuchten einen uns befreundeten Maler in seinem Atelier, der ein halbes Jahr lang vergeblich versucht hatte, sie zu malen, endlich Pinsel und Palette aus der Hand legte, um das ungewöhnliche Modell zunächst einmal zu studieren und sein wahres Wesen zu ergründen.

Sie schritt mir entgegen, als ich in der Tür des hohen Raumes stand, sah mich an und reichte mir die Hand. In diesem Augenblick kam der Maler, der hinter einer spanischen Wand hantiert hatte, zum Vorschein, überblickte die Szene und machte uns bekannt. Nachher, als sie allein gegangen war, warnte er mich vor ihr. „Sie ist zwar reich", sagte er, „aber ein ungläubiger Mensch, dem nichts recht heilig sein kann. Sie vermag nichts mehr bewundernd anzustaunen, so, wie ich sie bestaunen kann." Aus solchen Reden konnte ich damals nicht klug werden.

„Ihre Mutter war Italienerin, schön wie sie, und wie sie wie ein Rausch, von dem man eines Tages aufwachen muß, wenn man sich selbst erhalten will."

„Ich lese es ihr vom Gesicht ab, daß sie leicht seekrank wird. Solche schönen Menschen, mit Adern zum Platzen angefüllt, neigen nun einmal dazu.“ Toll, wie Kuddel das damals sagte.

Mir kamen so viele kleine Erlebnisse in Erinnerung. Jetzt, von fern betrachtet, sahen sie so anders aus, und ich vergaß fast, daß ich diese Juliane heiraten wollte. Vielleicht wollte ich es nur, weil sie aus dem Süden kam, ein Wunschbild meiner Sehnsucht. Und weil sie mir das Leben nicht leicht machte und mich immer in Atem hielt.

„Schiffer, du segelst falschen Kurs!“

Elisa stand im Kajütluk, die Segel flatterten und „White Lady“ tänzelte unruhig im Seegang.

Sie nahm mir das Steuer aus der Hand, sah auf den Kompaß und brachte das Schiff wieder auf richtigen Kurs.

„Sie muß sehr schön und ein sehr guter Mensch sein“, sagte Elisa leise und sah voraus.

Zum Teufel, nein! Nicht schöner und nicht besser als du, Elisa, und alle andern!

Verzeih, Elisa! Ich habe den ganzen Tag gesegelt und bin vor Müdigkeit ins Träumen geraten. Gut, daß du mich zur rechten Zeit daraus weckest. Du mußt mich für eine Weile ablösen.

Sie nickte nur, und ich streckte mich in der Plicht hin. Ich spürte noch, daß sie mich mit einem Mantel zudeckte, dann schlief ich ein. —

*

Und noch ein voller, strahlender Sonnentag, im Samsö-Belt. Ein Tag, ein vollendeter Dreiklang, der mählich anschwillt und verhallt.

Den ganzen Tag lang segelte „White Lady“ getreulich am Wind; am Morgen glitt sie leicht und fröhlich dahin, am

Mittag und Nachmittag tänzelte sie munter und aufgeregt durch die See und ihre Segel standen prall; als gegen Abend die Sonne tiefer stieg, zog sie wieder ruhig dahin.

Elisa durfte mittags kein Essen kochen, wir brauchten an einem solchen Tag nicht groß essen. Wir wurden satt vom Schauen und Erleben. Nur einmal an diesem Tag, weiß ich, kochte sie einen Festkaffee und erzählte dabei wieder etwas Komisches von ihrer Tante. „Meine Tante trinkt den ganzen Tag lang starken Kaffee“, sagte sie. „Dann kann sie abends nicht einschlafen und ich muß ihr ein Glas mit Baldriantropfen bringen.“ Sie erzählte diese kleine Eigenart ihrer Tante so unendlich komisch, daß wir lange darüber lachen mußten. Elisa selbst lachte am meisten. Plötzlich aber hielt sie ohne jeden Grund inne. Wir sprachen dann von etwas anderm.

Ein einziger Tag nur, aber er schien uns eine Ewigkeit, die nie enden würde. Himmel, Sonne und Wasser sahen wir, sonst nichts, segelten immer weiter in die glitzernde, sprühende See hinein und sahen immer nur Himmel, Sonne und Wasser. Nur auf dem kleinen Stück rund um unser Schiff war das Wasser klarsichtig grün, aber weiter voraus schimmerte es blau. So viele leuchtende, volle Farben und dazu unsere strahlend weißen Segel.

Elisa konnte auf See segeln, sie hatte eine so weiche Hand. Die Steuerpinne lag locker und weich darin. Sie ließ „White Lady“ die grünen Wellenberge hinaufklettern und wieder ins Wellental hinabgleiten, ohne sie eigentlich zu steuern. Ihr Steuern bestand darin, daß sie dem Willen des Schiffes nachgab und nur achtgab, daß es in dem ewigen Hin und Her nicht zu übermütig wurde und der Wind nicht aus den Segeln kam. Sie sah voraus, nicht auf die heranrollenden Wellen, dazu brauchte sie nicht sehen, das fühlte sie an den Bewegungen

des Schiffes. Sie blickte voraus zum Bug, um zu sehen, wie gleichmäßig unaufhaltsam der Bug durchs Wasser glitt, und entzückt rief sie: „Seht ihr, wie unser Schiff läuft!"

Von unten aus der Kajüte sah ich einmal zu ihr herauf, wie sie am Steuer saß. Ihre schlanke vorgereckte Gestalt ragte in den blauen Himmel hinein, der Wind spielte in ihren Haaren, ihre Haut war von Sonne und Wind um einen Ton dunkler geworden und hob sich scharf von ihrer weißen Bluse ab, die der Gegenwind luftig aufblähte. „White Lady" war ein lebendes Wesen, ein edler Renner unter ihrer Hand.

Kuddel vermochte sich nicht mehr zu beherrschen. Er kletterte aufs Kajütdach, griff mit den Armen nach den Wanten, um sich zu halten, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Mast, ließ sich den Wind ins Gesicht wehen und begann zu singen. Kein ordentliches Lied, bewahre! Aneinandergereihte Freudenjauchzer sang er in den Wind hinein und auf die See hinaus. Bis er sich besann und, um sich zu entschuldigen, verkündete, er wolle feststellen, wer es länger aushalte. Wir mit dem Zuhören oder er mit dem Singen. Ja, nun brauchte er sich keinen Zwang mehr auferlegen und konnte die See besingen, den Himmel, die Sonne und unser Schiff.

Oh, wir mochten zuhören und hielten es länger aus als er. Als er sich aber geschlagen gab, sangen Elisa und ich und bald wieder wir alle drei. Ein Lied an das Leben, das so überschwenglich farbenvoll sein kann, wie voller Orgelklang, so weit, so unendlich schön wie — die See. Und ein Lied an unsere Jugend, berstend von Kraft und Lebenshoffen und Unerfülltem. Ach, nicht nur wir sangen, unser Schiff sang, der Wind sang im Takelwerk, die See sang das Lied.

Ein Tag, in einer Fülle und Weite wie eine Ewigkeit, daß er jemals zu Ende gehen konnte! Die Sonne stieg wieder

herab. Gegen Abend wurde der Wind ruhiger, und da sahen wir plötzlich in Luv einen kleinen farbigen Punkt unsicher heranschweben. Ein kleiner gelber Schmetterling, der mit dem Wind über die See flog. Wir ließen ihn nicht aus den Augen, er kam sehr schnell näher, traf auf unser Schiff, flatterte vor dem Segel und flatterte auf die äußerste Ecke des Großbaumes, wo er blieb. Kein Wort wagten wir zu sagen, um den Gast nicht zu verscheuchen. Die Rast dauerte nicht lange, wenige Minuten später ließ sich der kleine gelbe Schmetterling wieder vom Wind hochheben und flatterte mit dem Wind davon, bald dicht zum Wasser hinabsinkend, dann wieder höher steigend. Wir verloren ihn schnell aus den Augen. Wie Elisa sich um den kleinen Schmetterling sorgte, der sich so weit, wer weiß wohin, über die See treiben ließ.

Die Sonne versank im Westen hinter der Kimm, die kühle Abendbrise wehte über die See, das Wasser wurde stahlgrau, das Rund der See wurde enger und von einer klaren schwarzen Horizontlinie umschlossen, rings um uns her löste sich die Wasserfläche in scharf ausgeprägte Wellenberge und Täler auf. Wir konnten hier und dort eine Welle erkennen, die sich eigenwillig durch ihre Größe immer wieder von den vielen andern, man hätte sie zählen können, heraushob.

„White Lady" trug uns und Elisa wiegend in den Abend hinein. —

*

Welch böser Geist hat uns damals eingegeben, ins Kattegatt hineinzusegeln? Wer flüsterte mir den wahnsinnigen Plan ein, quer durchs Kattegatt nach Göteborg hinüberzusegeln? „White Lady" ist ein festes Schiff, aus edlen ausgesuchten Hölzern gebaut, nichts ist daran gespart. Was aber sollten wir in Göteborg? Es gibt so viele Häfen an der Westküste

von Jütland. Wir hätten nach Aarhus segeln können oder nach Helsingör auf Seeland. In den Limfjord hätten wir hineinkreuzen können.

Ich mag nicht mehr fragen. An einem Tag im Samsö-Belt haben wir voller Lebensübermut das Leben besungen, so wie es war, unendlich, überschwenglich in seiner Fülle, und wie die See. Ja, wie die See, so ewig wechselnd, geheimnisvoll, launisch und furchtbar. Wir haben das Leben besungen damals, Kuddel, ich und — Elisa.

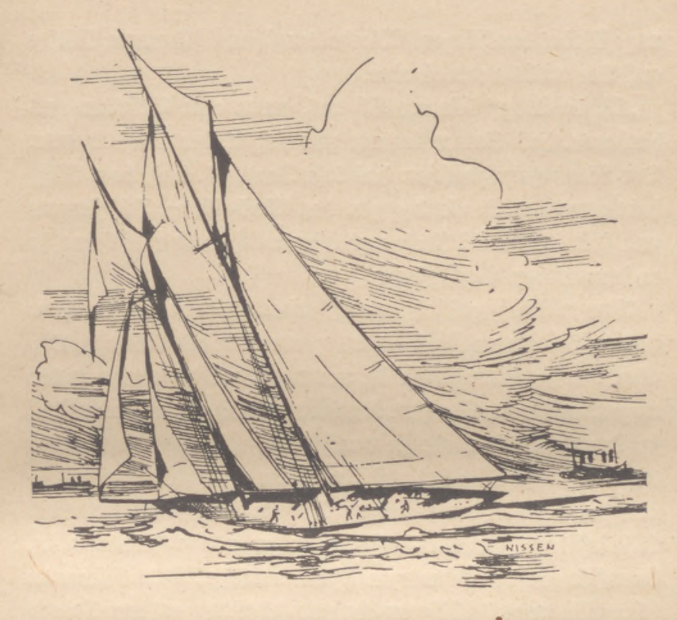
Nach Göteborg wollten wir segeln. Proviant, Wasser, Petroleum, alles, was wir brauchten, hatten wir an Bord.

Und schnell wollten wir den weiten Weg schaffen, Kuddel und ich, es war unser Stolz, Göteborg schnell zu erreichen. Elisa hatte es nicht eilig.

Wenn diese Nacht doch ein Traum wäre und ich daraus zum wirklichen Leben aufwachen könnte, dem verschwenderisch überschwenglichen Leben, wie wir es an einem Tag besungen haben!

Es war kein Orkan, der in dieser Nacht übers Kattegatt brauste, nicht einmal ein ungewöhnlich harter Sturm. Nein, ganz gewöhnliches Schlechtwetter auf See, das unsere „White Lady" gut durchhalten konnte. Wir haben nicht einmal unsere Korkwesten angezogen, so wenig gefährlich war es in dieser Nacht. Nun ja, was hätten Korkwesten auch viel nützen können. Ich glaube, man schwimmt nicht lange damit auf den Wellen. Die meisten bekommen schon kurz, nachdem sie vom sinkenden Schiff in das kalte Wasser gesprungen sind, einen Herzschlag. Was nützt ihnen da ein Schwimmgürtel? Und Elisa würde gelacht haben, wenn wir ihr gesagt hätten, sie solle einen Korkgürtel umbinden.

Kurz bevor es am Abend dunkel wurde, sahen wir die erste Bö mit bösartigen blauweißen Spitzen über die Wellen heran-



huschen. „White Lady" biß sich einen kurzen Augenblick lang in die Seen und richtete sich gelassen wieder auf.

Neue Böen kamen, sie brachten Regen und ein paarmal Hagel, der uns schmerzhaft ins Gesicht schlug. Elisa zog den warmen Isländer an, knöpfte ihren Ölmantel darüber und schlüpfte in ihre Seestiefel. Sie fürchtete sich nicht, sie vertraute unserm festen Schiff und unserer Seemannschaft.

Wenn eine Bö eine neue Regenwand vorübertrieb, konnten wir nicht einmal mehr sehen, wie die Bugspitze sich in die Wellen grub und triefend wieder hervorkam. Aus der Dunkelheit rollte es heran, der Wind pfiff durch die Takelage, was machte uns das. Wir hatten rechtzeitig die Sturmfock gesetzt, das Großsegel gerefft und konnten auf dem raumen Kurs

ungefährdet durchliegen. Wir hatten schon schlimmere Nächte auf See erlebt als diese eine.

„White Lady" bäumte sich auf, wenn eine Bö über uns hinhaute, das Steuer knurrte und ächzte, der Mast knarrte. Der Wind fuhr zwischen das lose Tauwerk, das, von Nässe hart geworden, knallend gegen den Mast schlug. Ich steuerte und spürte, wieviel Kraft und eigenwilliger Kampfesmut in unserm treuen Schiff steckte.

Aber plötzlich geschah etwas, womit wir nicht gerechnet hatten. Mit einem Knall zersprang etwas in der Takelage. Oh, es war nicht weiter gefährlich, nur der alte Stropp war an der tragenden Part gebrochen. Kuddel und Elisa konnten die Fock in Luv festmachen, ehe sie durch das heftige Hin- und Herknallen zerriß. Elisa hatte sich dabei ein paar Fingernägel abgerissen, die von der ständigen Nässe weich geworden waren. Ich rief ihr zu, sie solle die Fingerspitzen in den Mund stecken, dann gingen die Schmerzen schnell vorüber. Kuddel schor in aller Eile neue Fockschoten ein und setzte den andern Stropp an. Auf Kuddel konnte ich mich verlassen, er schaffte es. Vor Nässe triefend, kam er in die Plicht zurückgeklettert. Aber Elisa, wo war Elisa? Sie saß in der Kajüte, wo alles wild durcheinandergeworfen lag, und rauchte für Kuddel und mich Pfeifen an. Das war nicht nötig, Elisa. So vieles, was du für uns getan hast, war gar nicht nötig.

Kuddel übernahm das Steuer. Elisa reichte mir die Wrange für das Patentreff, ich schlang mir das Bändsel, das daran befestigt war, fest ums Handgelenk und kletterte nach vorn, um noch mehr zu reffen. Elisa rief mir zu, ich solle mich gut festhalten. Das Segel ließ sich nicht mehr gut reffen, wenn Druck darauf stand, Kuddel ging vorsichtig an den Wind, wir beide waren durch so viele Fahrten auf jedes kleine Manöver

eingetrimmt, es klappte gut, ich bekam das Segel eingedreht, und „White Lady" lag wieder so ruhig wie vorher.

Ganz anders hätte es kommen müssen, um uns und unserm Schiff wirklich gefährlich zu werden. Aber es kostete doch Arbeit und Kraft, in dem Tanz bei Regen und Hagelböen durchzuhalten, mit jedem Wellenberg zu kämpfen, damit er, ohne Schaden zu tun, weich unter dem Schiff durchgehen konnte; und jede große Welle, die in der Dunkelheit vorher nicht zu sehen war, zu erfühlen und dann zu parieren.

Elisa, ich hatte keine Zeit, mich um dich zu kümmern, dir deine Sorgen auszureden, wenn du noch Sorgen hattest, dich zu trösten und dir Mut zuzusprechen. Nein, du kanntest ja keine Angst, du hocktest dich neben mir hin, die Haare im Gesicht verklebt, jeden Augenblick warst du bereit, mit deinen kleinen zarten Händen zuzupacken.

Ich hätte dich streicheln mögen, dir die nassen Haarsträhnen



aus der Stirn streichen, deine Hände fassen und wärmen. Aber du mußt es verstehen, daß ich in jedem Augenblick an dich nur denken konnte, beide Hände brauchte ich, um das Steuer zu fassen, alle Kraft, um es zu regieren. Und der Blick mußte vorausgerichtet sein gegen die dunkle Wand und in das graue Gewoge. Alles hatte ich vergessen, alles andere, was vorher einmal war. Ich hatte Juliane vergessen und dachte nur an dich. Ich lebte nur für dich, und für dich, Elisa, kämpfte ich. Nein, für uns das alles, nicht für dich allein. Für uns, Elisa. Hast du es nicht gespürt, als du dich an mich lehntest?

Sie mochte nicht in die Kajüte klettern. Sie hätte sicher nicht schlafen können wie Kuddel.

Daß du neben mir hocktest, Elisa! Daß du dich an mich lehntest! Mit einemmal war alles anders wie durch Zauber. Kuddel konnte in der Kajüte ein wenig schlafen, Kuddel mußte schlafen, er hatte die kurze Ruhe sauer verdient, aber du, Elisa, du hättest niemals woanders sein können als neben mir. In dieser dunklen Sturmnacht liebte ich das Leben wie nie zuvor, ein neues Leben war es, unser gemeinsames Leben! Und in dem tollen Tanz dieser Sturmnacht schwand die Unrast vor einer neuen, zielsicheren Ruhe.

Kein einziges Wort brauchten wir uns zu sagen. Wir wußten um das große Neue, ohne Worte. Einmal mußte es wieder ruhiger auf der See werden, der Tag mußte heraufdämmern, die Regenböen nachlassen, viele, viele Tage noch würden uns gemeinsam gehören. Da würden wir auch die Worte finden, die wir einander sagen mußten.

Und diese Nacht ging schon zu Ende.

Ich sah, daß sich das Großsegel am Baum immer mehr verreckte. Es mußte etwas nicht in Ordnung sein, vielleicht

nur ein Bändsel am Mastring gebrochen, aber es konnte auch Schlimmeres sein.

Elisa holte Kuddel herauf, der sofort alle Müdigkeit abgeschüttelt hat. Er klettert nach vorn, sich sorgsam festhaltend. Dann ist er wieder neben mir in der Plicht und schreit mir zu, daß das Segel unten am Vorliek vom Reffen eingerissen ist und immer weiter reißt. Er muß neu reffen.

Wieder ist er vorn, aber daß gerade jetzt noch eine Regenbö heranfegt! Er kommt mit seiner Arbeit nicht voran, da sind zwei Hände zu wenig. Ich rufe Elisa zu, daß sie das Steuer für einen kleinen Augenblick übernehmen muß. Sie soll die Jacht ganz wenig in den Wind halten, aber aufpassen, daß keine Welle querschlägt. Vorschriftsmäßig nehmen wir den Ruderwechsel vor; es bleibt nicht mehr Zeit zu Worten. Ich fahre leicht über ihre Hände, die auf der Steuerpinne liegen, als ich mich hinter ihr herausschiebe, und drücke sie mit den Ellbogen auf meinen alten Platz nieder.

Jetzt in den Wind, Eli!

Im Nu bin ich vorn bei Kuddel, lockere Pickfall und Klaufall, packe mit an, wir drehen gemeinsam das Segel ein, mit Armen und Beinen an den Tauen festgeklemmt, damit wir nicht über Bord stürzen. Aber zum Teufel, „White Lady" beginnt mit einemmal verrückt auf und ab zu tanzen. Kuddel stößt ein paar Flüche aus, ein Brecher drückt uns im gleichen Augenblick gegen den Mast.

Abhalten, Eli! Zum Teufel! Abhalten!

Noch ein paar Griffe, die Arbeit ist getan. So schnell wie ich kann krieche ich nach achtern zurück, packe das verlassene Steuer und bringe das Schiff im letzten Augenblick wieder an den Wind.

Eli! Ich schreie wie ein Wahnsinniger. Hört sie denn nicht?!

Elisa!

Mann über Bord!

Der neue Tag begann fahl heraufzudämmern. Vier oder auch fünf Stunden sind wir an der Stelle umhergekreuzt. Sie trug ihre schweren Seestiefel, den dicken Isländer und den Ölrock.

Nach fünf Stunden aufreibendem Manövrieren im Seegang habe ich die Flagge auf Halbmast gesetzt. Kuddel ging nicht mehr vom Steuer fort, schweigend nahm er den Kurs, der uns zurückbrachte. Wir segelten zurück und brachten „White Lady" wie immer sicher und unbeschädigt an ihren Liegeplatz im Heimathafen. Tote, leere Segeltage. Öde weite Welt.

Das Seeamt fällte folgenden Spruch: „Die Führung der Sportjacht ‚White Lady' trifft kein Verschulden. Die Maßnahmen nach dem Unfall bieten zu Beanstandungen keinerlei Anlaß."

Was wollt ihr mehr? Jedem von euch kann ich diesen Seeamtsspruch schriftlich vorlegen: „Die Führung der ‚White Lady' trifft kein Verschulden."

*

„White Lady" mag meinem Bruder gehören und ihn auf vielen Fahrten glücklich über See bringen. „White Lady" ist das schönste Schiff der Welt, aber ich könnte zum Beispiel nicht mehr die große Schublade unter der Plicht aufziehen, ich könnte nicht das Vorluk öffnen, mich nicht ins Vorschiff hinabbeugen und zu der Steuerbordseite, wo sich die leere Gasrohrkoje befindet, hinübersehen.

Das Schiff, das für mich auf Stapel gelegt ist, wird aus edlen ausgesuchten Hölzern fest und stark gebaut, aber es darf keine kleinen dummen Angewohnheiten haben und muß selbst

bei festgesetztem Steuer seinen Kurs durchhalten können. Ich will allein, einhand, damit segeln.

„Seejungfrau" wird mein Schiff heißen.

Was wollt ihr? Vor noch nicht hundert Jahren hat ein ehrenwerter Bremer Segelschiffkapitän ein Erlebnis mit einer Seejungfrau gehabt und den Bericht, den er darüber abfaßte, beschworen. Eines Tages ist eine Seejungfrau in der Nähe des Schiffes aufgetaucht, um das Schiff herumgeschwommen und hat bittend und flehend zu den Seeleuten, die sich an der Reling zusammendrängten, hinaufgewinkt. Ein junger hübscher Matrose hat dem Locken nicht widerstehen können und hätte sich zu ihr hinabgestürzt, wenn die andern ihn nicht gepackt und der nüchterne, mitleidlose Kapitän ihn nicht sofort mit Stricken hätte festbinden lassen.

Ich weiß, welche Gewalt solche Wesen über einen Menschen gewinnen können.

Lacht ihr und spottet?

Zum Teufel mit eurer kalten, aufgeklärten Wissenschaft, eurer weltwissenden, unheiligen, ungläubigen Gelehrsamkeit! Zum Teufel mit eurer glaubelosen Philosophie, mit eurer Bücherschulmeisterei! Was wißt ihr vom Leben, was wißt ihr von der See! Wißt ihr nicht, daß die See nicht grausam sein kann; daß sie keinen Menschen, kaum zu Lieben und Leben erwacht, zu sich herabholt, so von ungefähr, wie man eben jemand etwas vor die Tür bittet.

Ohne daß die See ihm sein Recht gibt und ihm verstattet, sich zu erfüllen?

Zeichnungen von A. G. Nissen



Aufn. Dr. P. Wolff

Leopard aus dem Berliner Zoologischen Garten

Über den Ursprung und die Geschichte von Tiergärten

Von Johann Stiller

Stets war der Mensch voll Anteil für den Mitbewohner seines Erdballs. Oft hat er sich häuslich eng an ihn geschlossen, vielfach hat er es bewundernd zu seiner Gottheit erhoben, das Tier. Frühzeitig hat er es zu seiner Ernährung verwendet. Es mußte ihm helfen, Lasten tragen. Aber bis in älteste Zeiten zurück geht sein „Spiel" mit dem Tier und seine Neugier am Fremden, am Seltenen.

Als die Spanier Mexiko erobert hatten, entdeckten sie dort eine ausgedehnte kaiserliche Menagerie, eine Anlage, völlig fremd und neu für das Kulturvolk der Alten Welt. In Käfigen

waren durch ihre Wildheit gefährliche Tiere, waren buntfarbige, köstliche Vögel, in der Schönheit Edelsteinen vergleichbar, aufbewahrt. In Wasserbehältern wand sich die Schlange — Fische mit durchsichtigen Flossen und Leibern von sonderbarster Form schwammen darin herum. Das alles erregte ihre Teilnahme, und sie nahmen sich wohl das eine oder andere Stück mit, doch haben sie damals nichts Ähnliches in Spanien selbst geschaffen. Sie waren wohl nur die vermittelnde Handelschaft und ließen sich am finanziellen Erfolg genügen, den der Verkauf ihrer seltenen Ware in andern Ländern Europas brachte.

Allein die Mexikaner waren nicht die ersten auf dem Gebiet des zoologischen Gartens. Das heilige Buch der Lieder der Chinesen erwähnt eines schon um 1150 vor Christi Geburt bestehenden „Parkes der Intelligenz" voller seltsamer Säugetiere, Vögel, Schildkröten und Fische, der noch im vierten Jahrhundert vor Christi in Blüte war. Von einem Tiergarten der Griechen wissen wir nichts. Bei ihnen spielte das ausländische Geschöpf bloß eine Rolle bei den Triumphzügen, bei denen es wie bei den Römern den Pomp erhöhen sollte. In Italien und Spanien bürgerten sich schon früh die Kampfspiele mit Tieren ein. Leicht erreichbar war Afrika mit seinen Löwen und Leoparden. Die größte Bedeutung hatte vielleicht der Elefant als Wunder an Gestaltung, er wurde schon zu Pyrrhus' Zeiten eingeführt und unter den römischen Kaisern scharenweise im Zirkus hingeschlachtet. Zur Aufbewahrung der Tiere dienten unterirdische Räume der Arena. Unter Julius Cäsar kam zu den Spielen die Giraffe, Kamelparder genannt. Weiter zurück geht die furchtbare Strafe, den Verurteilten vor die wilden Tiere zu werfen. Es befanden sich zu diesem Zweck stets viereckige offene Zwinger bei den kaiserlichen Pa-

lästen in Marokko, in Persien und in Babylon. Das waren die Löwengruben, in deren eine der König Darius der Meder den Propheten Daniel werfen ließ. Pompejus war wohl der erste, der das ungefügige Nashorn aus dem schwarzen Erdteil in Rom einführte, wie der Aedil Marcus Aemilius Scaurus seine Landsleute mit dem Bewohner des Nils, dem plumpgestalteten Flußpferd, und fünf Krokodilen bekannt machte, die er mit hundertfünfzig Panthern zu einem Zirkus vereinigte und die bei Triumphzug und Kampfspiel Verwendung fanden.

Als „Schenkungen", nicht als Kauf erhielten europäische Fürsten das fremde Getier. Der Kalif Harun al Raschid verehrte Karl dem Großen jenen mächtigen Elefanten, der, vom Bischof Isaak geleitet, im Jahr 802 durchs Marschiertor in Aachen trabte und nach der kaiserlichen Pfalz gebracht ward. Der Wert, den man selbst in der Heimat jenen wuchtigen Vierfüßlern beilegte, geht am besten daraus hervor, daß jener Elefant den Namen des Ahnherrn Haruns, Abul Abbas, hatte verliehen bekommen. Die Kreuzzügler brachten im Lauf der nächsten Jahrhunderte eine große Anzahl fremder Tiere nach Mitteleuropa. Jeder Ritter wollte seinen Zwinger, in dem er bisher vielleicht den heimischen Bären, den bösen Wolf gefangen gehalten, bereichern. Nicht minder die Klöster! St. Gallus war schon frühzeitig eine Sammelstätte von dem, was in den hohen Alpen kroch und kletterte. Fremde Gäste, die Gastfreundschaft genossen, hinterließen dem klösterlichen Zwinger, was sie als Reiseerinnerung von fernen Gestaden mit sich führten.

Im Hirschgraben und im Saupark hatten Herren und Städte auch bei uns schon lange ihre kleine Menagerie. Es waren private Hegen, wie noch lange danach Hirschgärten und

Fasanerien. Noch deuten Namen von Straßen und Plätzen, wie der Hirschgraben in Frankfurt, der in Zürich, die Hirschelgasse in Nürnberg, die Stätten an. Paris hat seine Rue des Lions, Florenz die Via dei Leoni, München seine Löwengrube. In Bern hat sich der Bärengraben bis heute erhalten.

Der erste bedeutendere Tierpark, die erste „Menagerie", wurde von Heinrich dem Ersten von England zu Oxfordshire bei Woodstock angelegt und mit Löwen, Leoparden, Luchsen und Kamelen bevölkert. Als seltenstes Stück darin fand sich ein ihm von einem französischen Edelmann verehrtes Stachelschwein. Vielleicht wäre die Grundlage für den zoologischen Garten überhaupt in der das Mittelalter kennzeichnenden Gepflogenheit, Tiere zu schenken, zu suchen, wenn sie sich nicht berührte mit der Sitte der Hegegärten zu Jagdzwecken. Unter Richard, Graf zu Cornwallis und Poitou, kamen die Büffel der Pontinischen Sümpfe nach dem europäischen Norden. Das Steppenpferd des östlichen Mittelasiens, der isabellfarbige zottige Halbesel ward Philipp dem Schönen von Frankreich vom Mongolenkhan Kuhlai, bei dem der Venezianer Marco Polo siebzehn Jahre gelebt, verehrt. Affen und Papageien, die man schon zur Zeit Alexanders des Großen gekannt, tauchten jetzt wieder in Europa auf, von englischen Seglern gebracht. Um den Erzbischof von Mainz zu ehren, ließ die Reichsstadt Nürnberg ihm in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zahme, grasgrüne Edelsittiche überreichen. Das gleiche Geschenk erhielt die Königin von Böhmen.

Die großen Entdeckungs- und Forschungsreisen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts erweiterten mit der Anschauung der fremden Tiere die Kenntnis. Es kam nicht mehr vor, daß man Kamele und Elefanten verwechselte, wie es zu Anfang geschehen. Mit Eifer werfen sich die Maler auf

die künstlerische Wiedergabe, Flamingos und Pelikane spazieren über die Leinwand und bevölkern den Garten des Paradieses. Albrecht Dürer schneidet das Nashorn in Holz, das der portugiesische König Emanuel von Ostindien erhalten hatte. Während Tiger und Giraffe auch jetzt noch Seltenheiten bleiben, kommen Geschenke an Löwen, Leoparden und Elefanten häufig vor. Ludwig der Heilige übersendet Heinrich dem Dritten von England einen Dickhäuter, der ägyptische Sultan Friedrich dem Zweiten einen solchen. 1443 findet schon die Schaustellung eines Elefanten auf der Frankfurter Messe statt, 1650 erst auf der in Leipzig. Mit einer Kamelkarawane hält Friedrich der Zweite seinen Einzug in Kolmar. Rudolf von Habsburg kommt in ähnlich pomphaftem Geleite über die Alpen.

Philipp von Valois besaß 1333 eine Menagerie, Karl der Gelehrte errichtete dreißig Jahre später neben dem Hotel Royal Löwenhaus und Tierpark. Im siebzehnten Jahrhundert nach Versailles verlegt, ward sie im achtzehnten wieder nach Paris zurückgeführt und mit den Sehenswürdigkeiten des Jardin des plantes vereinigt.

Der Londoner zoologische Garten ist aus den Menagerieanlagen des Earl von Derby entstanden, und die Menagerie Eugens von Savoyen in Belvedere vervollständigte nach seinem Tod die zu Schönbrunn 1752 gegründete.

Auch die hessischen Landgrafen machten frühzeitig Versuche, ihre Tiergärten mit fremden Tieren zu füllen. Aus Schweden erbaten sie sich das Elen, das „so zutraulich wird, daß es hinterm Pirschwagen drein läuft und Brot aus der Hand frißt", Renntiere, die in Begleitung einer wilden Lappenfrau ankamen, aber wie die Elen auf die Dauer das warme Klima nicht überlebten. Nicht viel glücklicher endete die Einfuhr von Gemsen aus Bayern, die zum Teil schon auf dem Transport

zugrunde gingen, während der sehnlich gewünschte Steinbock nie eintraf. Mit solchen Erfahrungen begann die Belehrung auf zoologischem Gebiet. Die wissenschaftliche Ausbeutung begann erst mit dem Ende des achtzehnten, dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Als erste deutsche Stadt legte Stuttgart einen zoologischen Garten an, der aber bald nach den Befreiungskriegen wieder einging. Berlin bekam ihn in den vierziger Jahren auf Staatskosten, in Frankfurt a. M. blühte er aus privaten Mitteln empor. In rascher Folge eiferten Köln, Dresden, Hamburg, Wien und andere.

Nutzen aus den fremden Tieren zu ziehen wußten schon die Mediceer im siebzehnten Jahrhundert. Der in den Maremmen bei Pisa angelegte Pinienwald diente zur Aufzucht von tunesischen Dromedaren, die sich bei der Bebauung des Bodens, dem Herbeischaffen von Baumaterial als doppelt so stark wie Pferde und als zufrieden mit der Hälfte der Nahrung erwiesen. Einen ähnlichen Zweck verfolgte die Londoner geographische Gesellschaft bei Einführung des Kamels in Australien. Auch der Jardin d'acclimation zu Paris hatte nicht allein das Sehenswürdige der fremden Tiere im Auge. Er hatte sich die Zucht von Seidenraupen, Vögeln, Affen, Schafen und Ziegen zur Aufgabe gemacht.



Zeichnung von Robertheinrich Nachbaur

Die Unzertrennlichen

Von Hans Här



Willibald Pirkheimer

Nach einem Stich von Albrecht Dürer

Das war eine seltsame Fügung, die einst zwei Freunde, berühmte, auch heute noch bewunderte Männer, dazu bestimmte, daß jeder von ihnen am Grabe des andern stand. Es erscheint gewiß absonderlich, daß der Mann, der im Erdenschoß lag, schon einmal an der Gruft des Freundes geweilt hatte, der ihm später in lähmendem Schmerz das letzte Geleit gab. Dennoch ist es eine wahre, in manchen Stücken fast heitere Geschichte, die erzählt werden soll, weil in ihr Flug und Innigkeit der deutschen Seele mitschwingen.

Sie trugen klingende, gute Namen, die beiden, die sich in der alten Frankenstadt Nürnberg zum unzertrennlichen, geistigen Bündnis gefunden hatten: Albrecht Dürer hatte schon „Ritter, Tod und Teufel", das „Marienleben" und die „Apokalyptischen Reiter" geschaffen, und Willibald Pirkheimer war als Ratsherr Nürnbergs, als politischer Unterhändler und Humanist weit über die Grenzen des Reiches geschätzt, als sie im Jahr 1520 durch wichtige Aufträge in ferne Gaue gerufen und getrennt wurden.

Dürer, der Maler, folgte einer Einladung in die Niederlande, um zwischen den formenschönen Bauten Brabants,

den schmucken Rathäusern und den hohen Giebelbauten der Kaufherren, im Licht und Leben der Nordseehäfen neue Anregungen zu finden. Pirkheimer aber reiste als Abgesandter der Stadt Nürnberg zum Reichstag, der in der schönen Breisgaustadt Freiburg, im Schatten der Schwarzwaldberge abgehalten wurde. Diese Reise in das Land am Oberrhein schien dem gewandten Ratsherrn zum Unheil geworden zu sein. Die Nürnberger warteten monatelang in großer Unruhe vergebens auf seine Rückkehr, und an einem Vorfrühlingstag wurde im Wasser der Pegnitz eine Leiche angespült, in der die Bürger ihren Abgesandten erkannten. Da hing schwere Trauer über der Frankenstadt. Man nahm an, daß der Ratsherr von Räubern überfallen, geplündert, getötet und in das Wasser gestoßen worden war.

Als Albrecht Dürer nach langer Abwesenheit mit reicher Ernte an künstlerischen Eindrücken und einem ehrenvollen Auftrag des Kaisers Karl V. aus Antwerpen zurückkehrte, überraschte ihn die Kunde von dem jähen Ende des Freundes. Man führte ihn zum Johanniskirchhof, dort stand er blaß und zerwühlt vor dem Grab Pirkheimers. Aber je mehr er nachdachte und in seinem Schmerz versank, desto zweifelhafter erschien ihm dieser sinnlose Tod. Immer stärker wurde die innere Stimme, die gegen seine Trauer sprach und ihm eine freudige Wende verhieß. Waren nicht auch die beiden Diener Pirkheimers verschollen? Warum fand man sie nicht in der Nähe ihres toten Herrn?

Die Nürnberger hörten die Bedenken Dürers achtungsvoll an, aber sie hielten sie nur für einen verständlichen, frommen Selbstbetrug, in dem sie den trauernden Maler nicht stören wollten ...

Bis sie wenige Tage vor dem Weihnachtsfest des Jahres

1521 erkennen durften, daß sie einen Fremden, der ihrem Ratsherrn geähnelt, begraben hatten, Pirkheimer aber unversehrt geblieben war. An jenem Wintertag ritt er mit seinen Begleitern lachend und in rüstiger Haltung durch das Stadttor, und am Abend erzählte er den atemlos lauschenden Bürgern bei Wein, Braten und Kuchen von seinem Irrgang, der ihn so lange unsichtbar gemacht hatte. Mit komischer Gebärde bekannte er, sein jüngstes Erlebnis beweise, daß auch ein gefürchteter Unterhändler die streng wägende Berechnung verlieren könne. Ihm sei der Zauber der Berge zum Verhängnis geworden.

Die Umgebung Freiburgs mit den mächtigen, prächtigen Bergkuppen, dem Schauinsland und dem Belchen, habe ihn, als der Reichstag zu Ende ging, zu einem großen Ritt in die Wälder verlockt. Dabei sei er, ohne es zu bemerken, über die nahe Grenze der Schweiz geraten. Leider habe das reisige Volk der Schweizer keine brüderlichen Gefühle für den Ratsherrn der Frankenstadt gehegt. Die Bewohner der Kantone legten Pirkheimer eine alte, unbeglichene Rechnung vor. Sie hatten die Schläge, die er ihnen zwei Jahrzehnte früher als Feldhauptmann der Nürnberger im Heer des Kaisers verabreicht hatte, nicht vergessen. Als sie in einer Herberge, die er beim Abenddämmer aufsuchte, den alten Gegner erkannten, sperrten sie ihn und seine Diener schnurstracks ein. Sie fingen alle seine Briefe und Hilferufe an die nahen Städte des Reiches, an den Kaiser und das geliebte Nürnberg ab und ließen ihn erst nach umständlichen Verhandlungen und „angemessener Sühne" frei.

Groß war der Zorn der Nürnberger über diesen Streich der Schweizer, größer aber die Freude über die Rückkehr ihres Führers. In dem lange anhaltenden Jubel verging allmählich

der Groll gegen die Helvetier, die sich so hart gerächt hatten. Unvergeßlich und rätselhaft blieb aber allen Dürers sicheres Gefühl, und Pirkheimer war tief bewegt, als er erfuhr, daß sein Freund als einziger ihn nicht verlorengegeben hatte.

Darum war der Schmerz des Ratsherrn wahrhaft grenzenlos, als er sieben Jahre später am Grab Albrecht Dürers stand. Tief beklagte er es, daß sich die Spiele des Schicksals nicht wiederholen und keine freundliche Fügung den Verblichenen zurückbrachte. Der Maler war unwiederbringlich aus der Welt des Irdischen gegangen, unvergänglich aber war das köstliche Gut, das er seinem Volk und der Welt hinterließ. Er lebte und wirkte über das Grab hinaus.

Zwei Jahre später folgte der Ratsherr dem Freund, und man bettete ihn neben Albrecht Dürer, dem er so tief und unzertrennlich verbunden war. Sie ruhen nun im Schlaf der Ewigkeit, zwei unvergessene Zeugen beschwingten deutschen Geistes.



Der Hohenstaufen vom Rechberg aus gesehen

Nach einem Stahlstich von G. Mayer



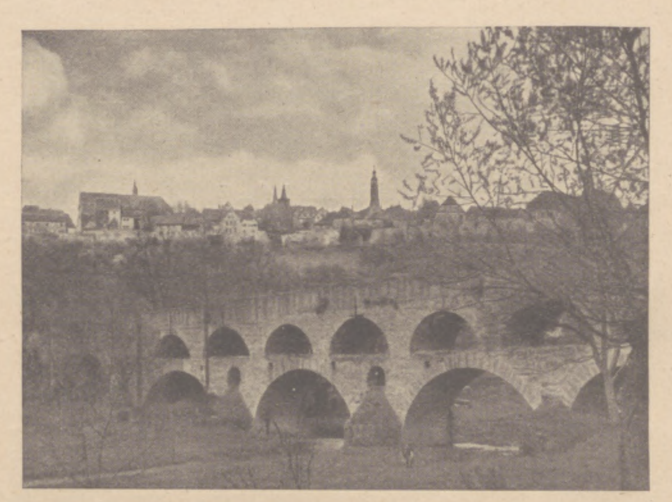
Überdachte Holzbrücke in Amberg

Brücken in deutscher Landschaft



Henkersbrücke in Schwäbisch-Hall

Aufnahmen Münchener Bildbericht



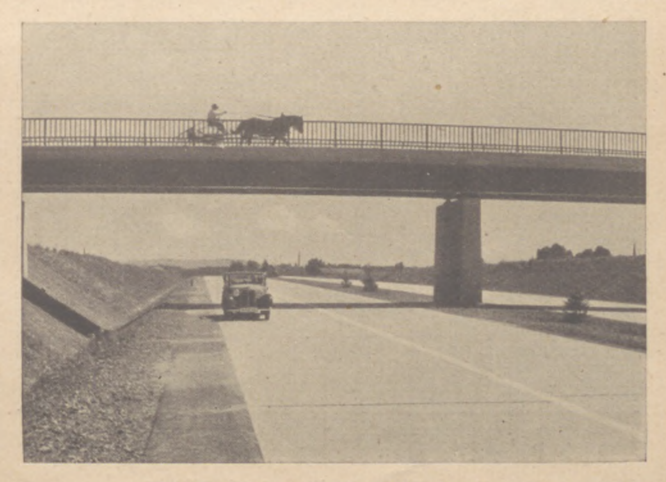
Tauberbrücke bei Rothenburg



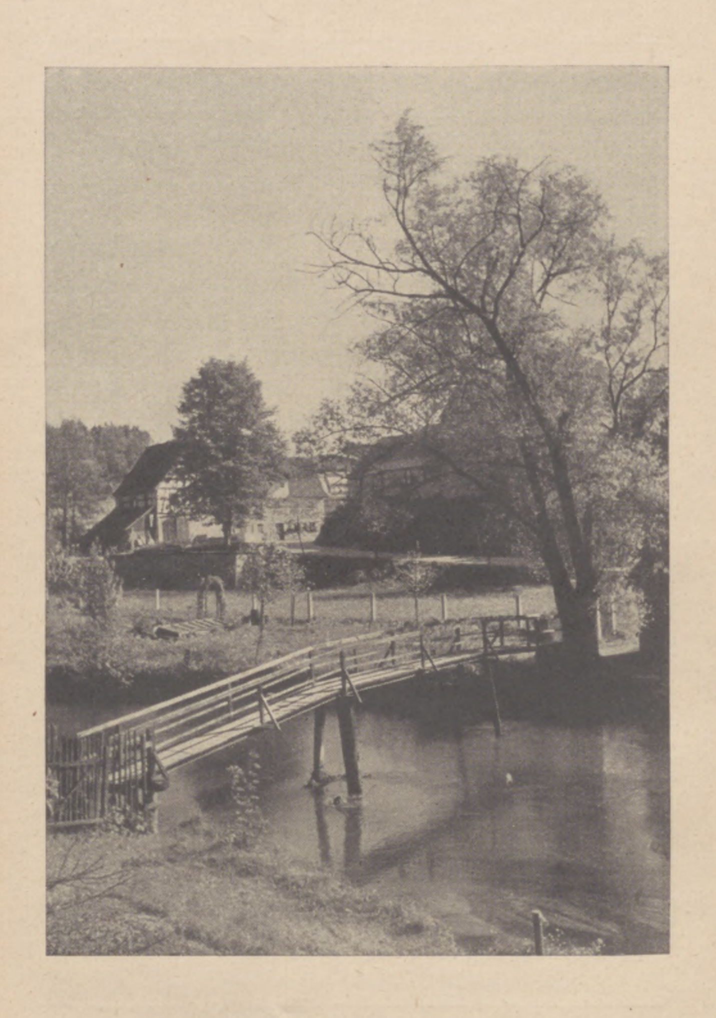
Heiligenbrücke über die Rezat



Eschelsbacher Brücke



Brücke über die Reichsautobahn



Dorfsteg über die Pegnitz bei Velden

Orgelspiel am Wochentag

Von Hermann Linden

Zeichnungen von Hermann Ebers

Einer von jenen Meistern, welche, scheinbar mit leichtester Hand, die Seelen der Menschen durch alle Regionen der Verzauberung heben, führen und versenken, Lichthöhen hinauf, Abgründe hinab — ist Johannes Müller, ein großer Pianist, Magier des Flügels.

Am Tag nach dem Konzert sitzt, in gewollter Einsamkeit, Johannes Müller auf einer Flußterrasse. Breit, undefinierbar in der Farbe, wälzt unten der Fluß sich meerwärts. Die Luft des Junitages zeigt jene phantastische Helligkeit, die allen Dingen den durchsichtigen Schein des Gläsernen verleiht, eine Luft, welche die Gedanken in die Ferne führt.

Ein unerwartetes Telegramm hat die Reisedispositionen durchbrochen. Johannes Müller braucht nicht, wie bei früheren Konzerten in Köln, sofort am nächsten Tag abzureisen; plötzlich hat er, der Rastlose, zwei unvorhergesehene Tage Zeit.

Der Pianist sitzt am Rhein. Seine Augen gewahren wohl die herrliche Vitalität des Bildes der Häuser, Schiffe und Brücken, in Rauch und vielfachen Glanz gehüllt — aber die Blicke schweifen darüber hinweg, den vereinzelten, winzigen Silberflockenwolken nach, die langsam, als wollten sie die strahlende Bläue des Rheinlandhimmels nicht verlassen, nach Osten schweben.

Johannes Müller springt auf. Sein Entschluß ist gefaßt. Die stumme Lockung der Ferne hat gesiegt. Trotz der plötzlichen zwei freien Tage und in Bewußtheit aller liebenswürdigen Reize Kölns, wird er die Domstadt sofort verlassen.

Wenige Minuten später durchrast ein blaues Auto, der Wagen des Pianisten, die rechtsrheinische Landschaft. Der Strom ist verschwunden; seine sanfte Schwester, die Lahn, biegt sich an lieblichen Waldungen entlang. Johannes Müller fährt dicht heran an den Fluß, verlangsamt das Tempo, erreicht Limburg und nähert sich rasch dem Ziel.

Das impulsiv gesetzte Ziel ist ein Dorf, das wahrhaft entzückend liegt. Schlicht krönt es einen breiten niedrigen Berg, den dichter Wald geheimnisvoll-blaugrün verdunkelt. Wer das Dorf betritt, kommt, aufwärtssteigend, durch Wald, wer es verläßt, kommt, abwärtsgehend, durch Wald. Beim Kommen wie beim Verlassen grüßt den Wanderer der Ruf des verborgenen, aber zuverlässigen Kuckuck. Auf dem Plateau steht das Dorf mit seinen achtundachtzig Häusern, die mit Ausnahme der amtlichen Gebäude und der vier Gastwirtschaften altersschwarze Moosdächer haben. Kreideweiß ragt der hohe Turm der Pfarrkirche über das wellige Land, das unzählige Getreidefelder mit einem gelben Leuchten erfüllen.

Vor der Kirche stoppt der Pianist den Wagen, steigt aus, durchschreitet den Garten der Toten, betritt das kühle Haus Gottes, erklimmt die gewundene Treppe, erreicht die Galerie, setzt sich vor die Orgel, klappt sie — mit dem Mechanismus vertraut — auf und beginnt, langsam zunächst, wie unschlüssig oder zerstreut, auf dem edlen Instrument zu spielen.

Diese Orgel war die Vision gewesen, die den Johannes Müller auf der Rheinterrasse in Köln mit Heimwehgewalt überrascht hatte.

In diesem waldigen Gebirgslanddorf war Johannes Müller geboren worden. Auf dieser Orgel, dem seltsamen Instrument mit gestufter Tastatur und schlanken Silberpfeifen hatte der große Virtuose, der Magier des Flügels, zuerst die himmlische



Macht der Musik staunend erleben gelernt. Der einzige Sohn des früh verstorbenen Gärtnerehepaars, das im benachbarten Schloß des Grafen W. die Blumenhäuser verwaltet hatte, Waisenknabe seit dem elften Jahr — Johannes Müller, dessen Name nunmehr mit Riesenbuchstaben auf den Litfaßsäulen der Großstädte erscheinend, den Musikfreunden die Gewähr großartiger Genüsse bedeutet — war seit zwölf Jahren nicht mehr in seinem Geburtsort gewesen.

Nun sitzt Johannes Müller an der Heimatskirchenorgel und spielt. Wenn er nach links sieht, trifft sein Blick das sanfte, tief-gläubige Gesicht jenes Apostels des Abendmahltisches, der Johannes heißt, wie er selbst, am rechten Fenster leuchtet der Goldkopf der Magdalene. Johannes Müller spielt, was er damals gespielt hatte, vor jenen vielen Jahren, das, was einer Kirche und einer Orgel gemäß ist. Nichts von den Feuerstürmen weltlicher Leidenschaften, jene Tonwunder von Bach und Hän-

del spielt er, welche unmittelbar, geradenwegs sich an die Himmelssehnsucht der Menschenseele wenden, Melodien, die Johannes Müller nie vergessen hat, die zwar nicht in die Konzertprogramme passen, die man von ihm, dem Tonbeschwörer irdischer Schönheit, fordert, die er aber zu Hause, allein, für sich selbst, auf dem Flügel oft genug aufklingen ließ.

Der Meister sitzt mit dem Rücken gegen das Kirchenschiff. Aber wenn er auch umgekehrt säße, würden seine Augen wohl kaum der Dinge ansichtig geworden sein, die sich inzwischen vollzogen haben. Das besondere Erlebnis dieses Nachmittags hat den Pianisten völlig in der Gewalt.

In der Tat — ein aufregendes Ereignis für das einsame Waldlanddorf! — Orgelspiel am Wochentag!

Pfarrer und Kaplan sind verreist zur Bischofskonferenz nach Limburg. Die Haushälterin, einziger Insasse des Pfarrhauses, hat die ersten Töne mit Schrecken vernommen. Dieselbe Entgeisterung hätte das runde, rotbackige Gesicht Anna Hilles gespiegelt, wenn das schrille Geläut der Feuerwehr plötzlich durch die offenen Fenster gejagt wäre. Die Haushälterin rennt den Quergang, der Pfarrhaus und Kirche verbindet, entlang, betritt, etwas keuchend, die Halle, erblickt den Rücken des Unbefugten, stürzt hinüber zu Peter Nickels Haus. Da aber Peter Nickel nicht nur Küster und Organist, sondern auch Bauer ist und als Bauer am meisten zu tun hat, ist er immer eher auf seinen Feldern, als in Haus oder Kirche zu finden.

Unterdes wächst das Orgelspiel zum Alarm.

Die Bauern treten aus Häusern und Ställen, gebückte Gestalten auf den Feldern richten sich auf und starren lauschend zum Kreideturm hinauf. Ein leichter Wind treibt die Schallwellen weiter Kreis um Kreis; dort, wo sich die Töne verlieren, erlöschen, ruft es einer dem andern zu: Die Orgel — Die



Orgel — Am Wochentag — Nachmittags vier Uhr — Was mag es bedeuten!!? Und die meisten der Bauern und Bäuerinnen lassen die Arbeit ruhen, legen die Geräte nieder, eilen hinauf zum Dorf. Der Kirchhof ist zu klein für die Lebenden.

Auf der Straße drängt sich die Menge. Diejenigen aber, die im Kircheninnern Platz fanden, benehmen sich sonderbar, unbegreiflich. Still stehen sie, starren und lauschen. Niemand von ihnen kommt auf den Gedanken, die Treppe hinaufzusteigen, dem Fremden auf die Schultern zu klopfen und rauhen Tones zu fragen: „He, was soll das? Was machst du da? Wie kommst du dazu, dich an unsere Orgel zu setzen und zu spielen? Wer gab dir das Recht?"

Über eine halbe Stunde schon spielt Johannes Müller. Der lauschenden Menge kommt es vor, als sei die Orgel gar nicht mehr ihre Orgel. So wundervoll, wie sie jetzt tönt, am Wochentag, hatte sie noch an keinem Sonntag geklungen, selbst nicht an den höchsten Feiertagen. Die Bauern wissen zwar nicht, daß dieser Fremde, von dem sie nur den Rücken sehen können, in ihrem eigenen Dorf geboren wurde, sie würden auch nicht wissen, wer Johannes Müller in der großen Welt ist — aber sie spüren, daß der Fremde, der dort oben als Unbefugter spielt, ein Meister ist, ein Zauberer vielleicht. Dieses Gefühl hält sie von jeder feindlichen Aktion zurück. Peter Nickel, den der Alarm endlich erreichte, erscheint. Von neuem staunen die Bauern. Der Küster und Organist, also eigentlicher Herr des Instrumentes und in Abwesenheit der beiden Geistlichen einzige Amtsperson im Kirchengebiet, steigt wohl, so gut es seine sechzigjährigen Beine erlauben, die Emportreppe hinauf, tritt wohl energisch auf den Fremden zu und sieht ihm scharf ins Gesicht. Aber siehe, auch er, der Küster, der Mann mit der Amtsgewalt, ist keineswegs der Mutige, der dem Fremden hart auf Schulter oder Finger klopft und dem soeben am Kirchenportal angelangten Gendarmen winkt.

„Johannes" — sagt der Küster — „du bist also doch einmal heimgekommen!"

Als Johannes Müller diese Stimme hinter sich hört, die immer noch jenen merkwürdig-heiseren Klang hat wie früher, dreht er sich um, die Finger verlassen die Tastatur, so daß die himmlischen Silberpfeifen zum Schweigen kommen, und nun sieht die unten starrende Menge, daß der Fremde erstaunlicherweise jener ist, der auf Schultern klopft. Auf die Schultern Peter Nickels; allerdings in einer ganz andern Art, in einer herzlichen, vertrauten, liebenswürdigen Art.

„Ja", sagt der Pianist, die Orgeltastatur sachte zuklappend, „kommt, lieber Peter Nickel, laßt uns gehen!"

Die zwei Männer steigen die Treppe hinab, gehen Arm in Arm durch die schweigende Menge, die sich, aber immer noch kopfschüttelnd, zu zerstreuen beginnt, hinüber zum Goldenen Hirsch. Gleich funkelt gelber Rheinwein in grünfüßigen Gläsern.

„Aber ich habe dich nicht vergessen, lieber Peter Nickel", sagt Johannes Müller und prostet dem ersten Musiklehrer seiner Laufbahn zu.

„Ich weiß," erwidert der Küster, „immer kam etwas von dir. Zeitungen, Postkarten, Geschenke. Es hat mich immer gefreut. Aber ich wartete auf dich. Ich weiß, daß die Welt groß ist, und ich las in den Zeitungen, wie groß du geworden bist. Nun bist du also doch noch einmal gekommen. Ich danke dir."

Ein etwas verlorenes Lächeln gleitet über Johannes Müllers Gesicht. Er sagt: „Wenn du wüßtest, mein Lieber, wie da draußen die Zeit vergeht, zerrinnt, rast und wie man immer unterwegs sein muß, auf der Reise von Stadt zu Stadt, von Vertrag zu Vertrag, von Konzert zu Konzert, dann würdest du begreifen, wenn ich sage: die Jahre, die ich fort bin, erscheinen mir wie Monate — —"

„Ich begreife", sagt der Küster schlicht.

Johannes Müller drückt dem alten Mann stumm die Hand.

Sie sitzen zusammen bis tief in die sternensilberdurchsprühte Nacht. Der weitgereiste Pianist erzählt. Der Organist lauscht. Auf dem Holztisch häufen sich leere Flaschen. Der Wirt, miteingeladen, atemloses Staunen in kleinen verkniffenen Augen, trinkt freudig und fleißig mit. Geschichten, wie sie Johannes Müller erzählt, waren in der Wirtsstube noch nie gehört worden.

Am Nachmittag des nächsten Tages verlassen Peter Nickel und Johannes Müller gemeinsam das Dorf. Sie gehen langsam durchs grüne Helldunkel duftender Tannenwaldgänge, dann ein Stück weißflimmernde Landstraße entlang und sind nach einer halben Stunde im Nachbarort, der Bahnhof und Kurhotel hat. Im Hotelsaal steht sogar ein Bechsteinflügel. Eine Stunde hat er versprochen, vorzuspielen, und er spielt, der Johannes Müller, der Magier des Flügels, als säße er nicht allein mit einem alten Mann in einem einsamen Hotelsaal eines abgelegenen Waldlandortes — er spielt, als wolle er mit seiner Musik die Götter in die Knie zwingen, wie Orpheus einst. Peter Nickel, der Organist, sitzt da wie versteinert, eine Skulptur der Andacht. Er versteht die Kunst dieses Spiels. Die Zeitungen konnten Johannes Müllers Spiel nicht beschreiben. Es ist größer als jedes Wort.





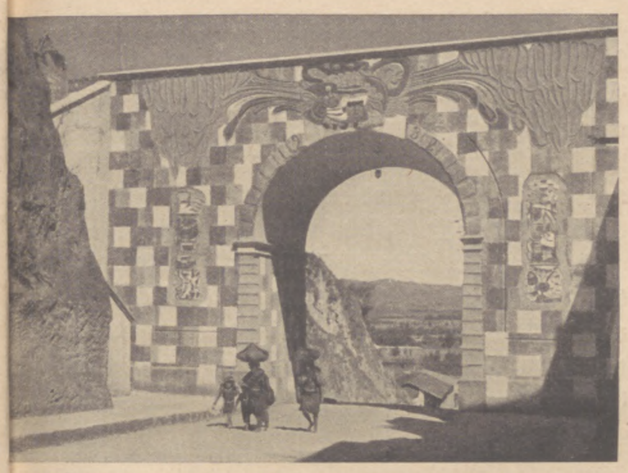
Aufn. Rosemarie Clausen

Die ersten Schritte



Aufn. Plösser-Sizel

Ferienfahrt auf hoher See



urch ein großes Stadttor führt der Weg nach Chichicastenango, der Nähe der Ruinen von Utatlan gelegen. Chichicastenango ist ute eine wichtige Stadt der Nachkommen der alten Maya-Indianer

Markttag in Chichicastenango

ei den Hochlandindianern von Guatemala

on Walter Widmann / Mit Aufnahmen des Verfassers

Als die Spanier ihre großen Entdeckungsfahrten machten, trieb sie weniger der Forschungsdrang als die Gier nach eichtum. Die großen Gold- und Silberschätze der Neuen elt hatten es ihnen angetan. Kein Mittel war ihnen zu hlecht, wenn es galt, sich in den Besitz der Reichtümer zu tzen. Große Volksstämme mit hohen Kulturen fielen der ier nach Gold zum Opfer.

Auf dem Weg nach Süden kamen die Eroberer von Mexiko us auch in das Gebiet des heutigen Guatemala und machten

es sich untertan. Aber die Abenteurer, die den Eroberern z
folgen pflegten, blieben aus, weil das Land nicht reich a
Edelmetallen war. So kommt es, daß die indianischen B
wohner hier weniger unter der Eroberung zu leiden hatten a
die Eingeborenen anderer, reicherer Länder. Die Indian
wurden nicht verfolgt und ausgerottet und haben sich daru
bis heute in großer Zahl erhalten.

Von den etwa zweieinhalb Millionen Einwohnern des La
des sind nur etwa eine halbe Million Weiße, den Rest bild
reine Indianer und Mischlinge. Die Indianer sind heute te
weise als Arbeiter auf den großen Plantagen, die vielfach
deutschen Händen sind, tätig, teilweise wohnen sie im Ho



Eine der letzten Städte des Mayareiches im Gebiet des heutig Guatemala war Utatlan. Es wurde von den spanischen Erobere zerstört, und nur noch wenige Ruinen erinnern den Besucher he daran, daß hier einstmals eine wehrhafte Indianerstadt war



Stummer Zeuge der alten Mayakultur

land von Guatemala, das wegen seiner Schönheit und Eigenart seit seiner Entdeckung weltberühmt ist. Als mächtiges Gebirgsland, mit vielen noch heute tätigen Vulkanen, seinem tropischen Pflanzenwuchs an den Küsten des Atlantischen und Stillen Ozeans, seinen Laub- und Nadelwäldern in höheren Gebieten und dem eigenartigen Zauber seiner Ureinwohner, gehört Guatemala heute zu den schönsten und interessantesten Gebieten unserer Erde.

Im Hochland von Guatemala, wo Plantagenbau des Klimas wegen nicht möglich ist, also fern von allen weißen Einflüssen, spielt sich das Leben der Ureinwohner heute noch in ähnlichen Formen ab, wie es vor der Entdeckung Amerikas bei ihren Vorfahren der Fall war.

Die Neue Welt war, bis sie im sechzehnten Jahrhundert durch die Entdeckungsfahrten in den Gesichtskreis des euro-



Typischer Bewohner des Maya-hochlandes von Guatemala

päischen Menschen trat, von der Entwicklung der übrigen uns bekannten Kulturen völlig abgeschlossen. Sie hatte ihr besonderes Eigenleben geführt, das die Eroberer nur in ihrer letzten Erscheinungsform kennenlernten. Lange Forschung war nötig, bis es gelang, das Dunkel, das über die Vergangenheit gebreitet lag, wenigstens an einigen Stellen zu erhellen. Die Forschungsergebnisse zeigten nun, daß Mittelamerika Sitz einer Kultur war, die würdig neben die schon früher bekannten treten kann. Man bezeichnet sie nach ihren Trägern, den Mayas, als Mayakultur.

Die Urheimat dieser Mayas war das Gebirgsland des heutigen Guatemala. Von hier aus wanderten sie dann in die Täler und Ebenen und besiedelten später die ganze, heute zu Mexiko gehörende Halbinsel Yukatan. Inmitten unendlicher Urwälder liegen hier die Ruinen einstiger großer Städte. Jahrzehnte werden noch vergehen, bis es gelungen sein wird, all die Geheimnisse, die der Urwald verborgen hält, zu lösen. Die Bewohner des heutigen Hochlandes von Guatemala aber

sind größtenteils die Nachkommen jenes alten Kulturvolkes, dessen gewaltige Städteruinen unsere Bewunderung erregen.

Eine wichtige und wehrhafte Stadt des letzten Maya-reiches war Utatlan. Die Stadt bestand noch, als der spanische Eroberer Alvarado, ein Abgesandter von Cortez, das Land für die spanische Krone in Besitz nahm. In einem uns heute noch erhaltenen Schriftstück berichtet er über die von ihm befohlene Zerstörung der Stadt, in deren Mitte sich einstens die wohl pyramidenförmig gebaute Tempelanlage erhob. Ihre Ruine erinnert neben verschiedenen anderen den Besucher daran, daß hier einstens ein wichtiger Stützpunkt des Indianerreiches war.

Jetzt ist Chichicastenango, in der Nähe der Ruinen von Utatlan gelegen, der Hauptort dieser Indianer und hat bis



An den Stufen der christlichen Kirche haben die Indianer einen alten heidnischen Altar errichtet. Kein Indianer betritt die Kirche ohne vorher an diesem Altar sein Rauchopfer dargebracht und seine alten Gebete gesprochen zu haben

auf unsere Tage seine Eigenart völlig bewahrt. Chichicastenango oder, wie es die Spanier nannten, St. Thomas ist einer der interessantesten Orte von ganz Mittelamerika. Er liegt etwa zweitausendfünfhundert Meter über dem Meer, und



Zweimal in der Woche findet in Chichicastenango ein Markt statt. Von weither kommen die Indianer in die Stadt, um ihre Waren zu vertauschen oder gegen andere einzuhandeln

der einzige weiße Bewohner dieser Indianerstadt ist — ein Deutscher: der weithin bekannte deutsche Pfarrer, der hier oben eine große Indianergemeinde betreut. Freilich, die Indianer sind nur dem Namen nach Christen. Noch heute hängen sie an ihren alten Sitten und Gebräuchen, noch heute feiern sie ihre altüberlieferten Feste, deren tieferer Sinn uns Weißen verborgen bleibt, noch heute sprechen sie ihre eigene Indianersprache. Am Fuß der steinernen Kirchentreppe haben sie ihren alten heidnischen Altar erbaut, bringen hier ihr Kopalrauch-

opfer dar und sprechen ihre alten Gebete, bevor sie die noch aus der Spanierzeit stammende christliche Kirche betreten.

Durch ein großes Stadttor führt der Weg ins Innere des Ortes, der aus weißen, einstöckigen Häusern besteht. Da es im Hochland von Guatemala nachts schneidend kalt werden kann, sind die Häuser aus festem Stein erbaut, im Gegensatz zu den einfachen Hütten des tiefer gelegenen Landes. Der Mittelpunkt des Ortes ist die geräumige Plaza, der Marktplatz. Auf ihm findet zweimal in der Woche ein großer Markt statt, zu dem die Indianer von weither kommen, um ihre Waren zu verkaufen oder gegen andere einzutauschen. Ein ungemein farbenprächtiges Bild bietet sich dann dem Auge des Beschauers, von dem die Schwarzweißphotographie nur eine schwache Vorstellung geben kann. Da jedes Dorf seine eigene Tracht hat, weiß der Kenner sofort, woher die Händler oder



Ein Bild vom Indianermarkt in Chichicastenango. Im Hintergrund die alte Kirche aus der Spanierzeit

Käufer stammen. Eigentümlich ist vielfach die Kopfbedeckung, die aus einem Stück Tuch besteht. Baumwolle wächst im Lande und wird von den Indianerinnen selbst zu Faden verarbeitet, dann gefärbt und zu Stoffen verwoben.

Kein Rufen, kein Schreien ist auf dem Marktplatz zu hören. Lautlos wickeln sich die Geschäfte ab, mit jener Ruhe und Gelassenheit, die den Menschen eigen ist, bei denen die Zeit noch keine Rolle spielt. Wenn man als einziger Weißer den Markt besucht und dem bunten, fremden Treiben zusieht, fühlt man sich um Jahrhunderte zurückversetzt, in eine Zeit, da noch kein weißer Eindringling ins Land gekommen war, um das Land mit dem Schwert für sich zu erobern.



Da jedes Dorf seine eigene Tracht hat, weiß der Kenner sofort, woher die Besucher des Marktes stammen. Hier sieht man die Männer des Mayahochlandes mit ihren charakteristischen Strohhüten



Aufn. Seitz, Südd. Illustr.-Zentrale

Segelboote am Gardasee

Die beiden Franz-Joseph-Medaillen

Novelle von Hans von Hülsen

Wir saßen, eine kleine Gesellschaft von Künstlern aller Fakultäten, in dem schönen, wildverwucherten Garten draußen vor Torbole, der mit Recht seit alters den Namen „Paradies“ führt. Die Nacht war südlich lau und blau, dunkel stand in den Gläsern der Bardolino, mondsilbern schimmerte

der See durch das silberbestäubte Blattwerk der Oliven. In der tiefen Stille war nur der Lärm der Zikaden, die fern mit langen Bogenstrichen feilten. Wir hatten angefangen, heitere Geschichten zu erzählen; jeder hatte sein Scherflein beigesteuert; nun war die Reihe an dem alten deutschen Maler, der seit bald vierzig Jahren hier unten am Gardasee lebt und ihn in vielen unvergleichlichen Bildern geschildert hat. Er füllte sich das Glas und hub an:

„Kinder, viel gute und böse Zeit ist vergangen, seit sich alles das zugetragen hat — es war noch vor dem Krieg. Dieser nördliche Zipfel des Sees war damals noch österreichisch, und da irgendwo im Süden verlief die unsichtbare Grenze, die eigentlich nur erfunden schien, damit die Schmuggler auch etwas verdienten. Und geschmuggelt wurde hier jede Nacht nach allen Regeln der Kunst — ich könnte lustige Stücklein davon erzählen, dies ganze kleine Fischerdorf war von einer richtigen Schmugglerromantik umwittert... Damals hatte ich hier so etwas wie eine Malschule: zehn oder zwölf junge Leute, Männer und Mädchen, trieben jeden Sommer tagsüber im alten Paradiso-Garten, der dann im Krieg zerschossen worden ist, ihr fröhlich-ernstes Wesen. Mit dieser vom Rausch des südlichen Sommers trunkenen Horde kunstfroher Menschen habe ich auch manche unvergeßliche Wanderung gemacht, Farbkasten und Staffelei waren unsere ständigen Begleiter, und man kannte uns am ganzen Ufer dieses wunderbaren Sees, auf der österreichischen Seite wie jenseits, auf der italienischen — es war ja nicht viel Unterschied zwischen beiden, nur daß drüben die Karabinieri mit ihren schwarzen Operettenfräcken und malerischen Zweispitzen umherstolzierten, und hier in Torbole beim alten Schwingshackel die feschen österreichischen Offiziere aus der k. und k. Garnisonstadt Riva ihre über-

mütigen Gastereien hielten. Das landeingesessene Volk war hüben und drüben das gleiche.

Auf solch einer Künstlerfahrt — sie sollte nach San Vigilio gehen und mehrere Tage dauern — hatten wir uns einmal in dem hübschen Bergnest Sant' Ambrogio festgekneipt, das noch gerade auf habsburgischem Gebiet, aber dicht an der Grenze lag. Wir saßen in einem Wirtsgarten, ganz so ein Garten wie dieser hier, unter den ernsten Wipfeln der Oliven und fanden, daß der Bardolino heuer wieder einmal besonders gut geraten war. Unfern der rohen Holztafel, an der unsere kleine bunte Gesellschaft pokulierte, stand im Baumschatten ein altes Weib, so eine richtige malerische, zahnlose italienische Mutter, die aussah, als wäre sie achtzig, und in Wirklichkeit höchstens sechzig war — ich hatte sie schon die ganze Zeit beobachtet, wie sie keinen Blick von unserm lustigen Kreis ließ. Sie mochte bemerkt haben, daß ich mit dem hemdärmeligen Wirt der ‚Drei Degen' — so hieß das Gasthaus: ‚Tre spade' — italienisch geredet. Plötzlich kam sie, wie eine Katze schleichend, schüchtern und demütig an unsern Tisch und sprach mich an.

Die Eccellenza möge gütigst verzeihen ..., sagte sie und begleitete jedes Wort mit eindrucksvollen Gebärden: Die Eccellenza möge die große Kühnheit verzeihen, mit der sie, ein armes, nichtswürdiges Weib, wage, die fröhliche Unterhaltung der geehrten und edlen Damen und Herren zu stören! ... Niemals, fuhr sie fort, würde sie sich einer solchen Ungehörigkeit schuldig machen, wenn es sich nicht, madre di Dio, um das Glück und den Frieden ihres über alles geliebten armen Ehemannes handelte ... Und sie sah mir mit hündisch flehenden Blicken in die Augen.

‚Glück und Frieden, Signora? Und inwiefern?' fragte ich

in ihrer Sprache, insgeheim einer Bettelei gewärtig, und griff schon nach der Börse in der Tasche.

Da wurde die Alte hochdramatisch. Sie rang die Hände und beschwor mich, für einen Augenblick, für einen Augenblick nur, den edlen Kreis zu verlassen, der ihr ob dieser verwegenen Bitte nicht zürnen möge, und ihr zu ihrem armen Mann zu folgen, damit er selber mir sein Anliegen vortragen könnte ... oh, es sei gar nicht weit, durchaus nicht weit, einen Steinwurf nur von der Kirche! Und die heilige Gottesmutter Maria und der Heilige Ambrosius, dem das weiße Kirchlein dort drüben geweiht sei, würden es mir gewiß vergelten, wenn ich ihre demütige und flehentliche Bitte nicht abschlüge! ... Das alles brachte sie mit großer Suada zu Gehör, in einer Mundart, daß ich den Sinn ihrer Worte oftmals mehr erriet als verstand, während meine jungen Fahrtgenossen, selbst des reinen Italienisch nur sehr unvollkommen kundig, der kleinen Szene völlig verständnislos zusahen und sie, ganz wie ich selber zuerst, für eine der landesüblichen Betteleien hielten.

Die Sache begann mich zu interessieren. Ich hatte schon so manchen sonderbaren Kauz an diesem Ufer erlebt und durfte wohl erwarten, diesmal meine Galerie um ein neues Prachtstück zu bereichern. Also ermahnte ich meine Söhne und Töchter, fleißig zu trinken und schönen Frieden zu halten, beurlaubte mich von ihnen und ging mit der Alten, die mich, damit ich ihr ja nicht unterwegs abhanden käme oder etwa noch in letzter Minute andern Sinnes würde, behutsam am Ärmel faßte und aus dem Garten und durch das Dorf zog, unter dem der große Spiegel des Sees in allen Farben der Perlenmuschel schillerte. Sie sprach kein Wort, ihre alte Brust keuchte, denn es ging scharf bergauf — auch der glorreichste Olympionike hätte einen Stein nicht so weit zu schleudern vermocht!

Endlich waren wir an dem kleinen, jämmerlich ärmlichen Anwesen weit draußen vor dem Ort, das eigentlich mehr einem Haufen von Steinen glich als einer menschlichen Behausung. Eine kümmerliche Ziege war im Hof angeseilt und rupfte die ebenso kümmerlichen Grashalme, die hier und da zwischen den Steinen der Geröllhalde wucherten.

Die Alte ließ mich los und lief ins Haus. ‚Bartolo! Bartolo!' hörte ich sie rufen. Und nach einer Weile erschien neben ihr in der Tür ein eisgrauer Mann mit seltsam buschigen schwarzen Augenbrauen, der nur mit einem rosa Hemd und einer unendlich geflickten Hose bekleidet und sonst barfuß und barhäuptig war. Sein Mund war eingefallen, die ganze Gestalt schien allein aus Haut und Knochen zu bestehen. Aber in den kohlschwarzen Augen unter den hängenden Brauen loderte das Feuer, und der welke Mund ließ, sobald er zu sprechen begann, die Worte hervorwirbeln, als wäre er zwanzigjährig.

Bartolo schattete, auf der Schwelle stehend, die Augen mit der knochigen Hand, um mich im gleißenden Licht des Tages recht zu betrachten. Dann fing er unverzüglich an, seine Frau nach Strich und Faden auszuzanken, daß sie mich, einen illustrissimo, nobilissimo Signore, einen Fremden, eine deutsche Eccellenza, durch die hochsommerliche Sonnenglut den steilen, steinigen Weg hinaufgebracht in dieses Anwesen, das infolge seiner Erbärmlichkeit nicht würdig sei, einen solchen vornehmen Gast auch nur für eine Minute zu beherbergen — statt, wie sich's gehörte, selber rasch zu laufen und ihn, Bartolo, hinunterzurufen ins Dorf, damit er dort, im Garten der ‚Tre spade', vor der Eccellenza hätte erscheinen und seine untertänigste Bitte vorbringen können ...

Lachend machte ich dieser Wortflut ein Ende, indem ich nicht weniger beredt versicherte, daß ich ein Mann in den besten

Jahren sei und daß mir der kleine Weg nicht die geringste Beschwerde bereitet habe, daß es mir vielmehr höchst peinlich gewesen wäre, die alte Nonna zu bemühen, der gewiß das Bergsteigen schwerer falle als mir. Und ich fragte schließlich, was für ein Anliegen in aller Welt er denn wohl an mich, einen Fremden und Unbekannten, haben könne ...

Aber Bartolo antwortete nicht unmittelbar. Mit Worten, die wie Befehle klangen, scheuchte er die Alte ins Haus — gleich darauf kam sie wieder und trug eine Korbflasche und zwei kleine grüne Wassergläser, schenkte sie voll roten Weins und bot mir das eine, während Bartolo das andere nahm und mit Anstand erhob und wortreich auf mein Wohl leerte. Er zog mich, genau wie die Frau meinen Ärmel fassend, in den kargen Schatten der bröckligen Hausmauer, hieß mich auf einer rohen Steinbank niedersitzen, setzte sich selber neben mich und begann endlich zu reden.

Der Heilige Ambrosius, sagte er, weit ausholend, müsse die Schritte der törichten Mafalda gelenkt haben, daß sie just heute in die ‚Tre spade' gegangen sei — wohin sie sonst niemals komme, denn der Wirt sei kein guter Mann, ein uomo cattivissimo, der es mit den Italienern halte, und schon darum nicht sein Freund! — und dort mich angetroffen habe ... mich, die deutsche Eccellenza, die ganz gewiß als einziger Mensch auf der Welt ihm zur Erfüllung seines höchsten Wunsches verhelfen könne, nachdem alle Bemühungen, die er seit langen Jahren unternommen, eine nach der andern fehlgeschlagen seien und ihm nur Enttäuschungen und Kummer gebracht und mehr und mehr den Glauben an die Gerechtigkeit in der Welt genommen hätten ...

Ich bat ihn, indem ich vielsagend die Uhr zog, mir nun mitzuteilen, um was es sich handle. Er verstand sofort, daß ich

eilig war, er fühlte, daß er diese kostbare, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit nicht von den Händen lassen durfte, und so schickte er sich denn an, ohne große Umstände zu reden.

‚O Eccellenza', sagte er: ‚ich bin, wie Ihr bemerken werdet, ein alter Mann, ein Greis, eh, mehr als siebzig Jahre sind über meinen ehemals schwarzen und lockigen Scheitel hingegangen! Ich habe die alten Zeiten erlebt, von denen die jungen Leute nichts wissen und ahnen, in denen der Kaiser Francesco Giuseppe noch ein junger Herr war ... Eccellenza im Glanz ihrer jungen Jahre kann sich an diese gesegneten Zeiten nicht erinnern! Aber ich — ich habe sie erlebt, ich habe die kaiserliche Soldatenuniform getragen, ich habe im Jahr 66 unter dem Erzherzog Albrecht bei Custozza gefochten, und wir haben die Italiener geschlagen ... aber, leider!, Eccellenza, es hat nichts geholfen, der Krieg ist verloren gegangen — lange, lange ist das her, Eccellenza, ich war ein junger Bursch damals, und ich habe dem Kaiser treu gedient, wie nur einer, an mir hat es nicht gelegen, daß er den Krieg nicht gewonnen hat! ... Und darum, seht, finde ich es ungerecht — —'

‚Was findet Ihr ungerecht, Sor Bartolo?' fragte ich.

Der Alte rollte die Augen: ‚Daß man mich vergessen hat, Eccellenza! Zweimal und für immer vergessen! Einen tapferen Soldaten, wie mich!'

‚Vergessen? Und inwiefern?'

‚Seht! Alle Männer in Sant' Ambrogio tragen ihre Medaillen! Und es sind Kerle darunter, sage ich Euch, die niemals für den Kaiser den Kopf hingehalten haben! Schlimme Kerle sind darunter, ich kenne sie ganz genau, die den Kaiser an die Italienischen verkaufen möchten — und sie brüsten sich mit ihren Medaillen, aus reiner Heuchelei, per Bacco, Eccellenza, aus reiner Heuchelei! Aber mich, mich hat man vergessen!

Dem Bürgermeister darf ich damit nicht kommen, das ist auch so ein Italienischer ... Aber der Herr Pfarrer hat für mich nach Wien geschrieben — ich selber kann nicht schreiben, Eccellenza — doch die großmächtigen Herren in Wien, die haben kein Herz für einen alten Soldaten, der bei Custozza gekämpft hat! Niemals ist eine Antwort gekommen — — und, seht, nun glauben die Leute im Dorf, daß ich eine Medaille nicht wert bin, und sie lachen über mich und machen ihre bösen Witze, wo ich mich zeige ... am liebsten gehe ich gar nicht mehr von meinem Gehöft hinunter ...'

,Um welche Medaillen handelt es sich denn, Sor Bartolo?'

,Oh, Eccellenza — alle prunken mit den Medaillen, die der Kaiser zu seinen beiden feierlichen Regierungsjubiläen gestiftet und verteilt hat — zum fünfundzwanzigsten im Jahr 73 die erste und zum fünfzigsten im Jahr 98 die zweite — seht, ich weiß die Jahre ganz genau! Schöne Medaillen, Eccellenza, blanke goldene Medaillen mit Francesco Giuseppes kaiserlichem Angesicht darauf!'

,Und das ist also Euer großer Kummer, Sor Bartolo, daß Ihr diese beiden Medaillen nicht auf Euren Rock stecken könnt, wenn Ihr ins Dorf geht?'

,So ist es, Eccellenza! Genau so ist es! Weil sie alle über mich lachen und meinen und sagen, ich sei ein Kerl, den der Kaiser nicht achtet ... Und ich bin sicher, Eccellenza', fuhr er eifrig, beinahe flüsternd fort: ,sicher bin ich, wenn Ihr an den Kaiser schreibt ... einen richtigen deutschen Brief, denn wer weiß, ob er Italienisch versteht? ... dann wird er darauf hören und sich beeilen, eine Ungerechtigkeit gutzumachen, unter der ich schon allzulange leiden muß!'

So flüsterte er mir zu. Ich mußte mir das Lachen verbeißen. Die Vorstellung, daß ich, ein simpler Malersmann, an den

Kaiser in seiner Hofburg schreiben könnte, war ebenso erheiternd, wie die andere, daß man in der Wiener Regierungskanzlei die Sprache von Österreichs welschen Untertanen am Gardasee nicht verstände ... Ich sah nicht, auf welche Weise man dem braven Bartolo hätte hilfreich sein können, aber dies eine wußte ich, daß es unmenschlich grausam gewesen wäre, ihn in seinem zähen Glauben an meine Allmacht durch eine glatte Weigerung zu enttäuschen. Allzu brennend waren seine kohlschwarzen Augen auf mich gerichtet, allzu brennend saß darin die flehentliche Bitte, ihm zu helfen in der Not seines Herzens, damit er unter seinen medaillengeschmückten Mitbürgern wieder zu Ehren komme! ... Ich sagte also, wider mein besseres Wissen: ‚Gut, Sor Bartolo. Ich schreibe noch heute an den Kaiser. Der Kaiser ist weise und gerecht ...'

‚Das ist er!' rief der Alte feurig: ‚Fern sei es von mir, an seiner Weisheit und Gerechtigkeit zu zweifeln! ... Aber vielleicht hat er schlechte Räte, Eccellenza, die ihm die Briefe nicht zeigen, die an ihn kommen? Kujone, Eccellenza? Ich glaube, je höher ein Mensch steht, desto leichter hat er schlechte Räte! Und ein Brief von einem einfachen Dorfpriester, der ist schnell in den Ofen geworfen. Dagegen ein deutscher Brief eines vornehmen, edlen deutschen Herrn — den werden sie nicht wagen, dem Kaiser zu unterschlagen ...'

‚Ganz sicher nicht, Sor Bartolo', sagte ich mit fester Stimme — und ich fühlte mein Herz wirklich etwas geschwellt von dem Vertrauen des Braven.

Nur mit Mühe konnte ich verhindern, daß Bartolo mir vor überströmender Dankbarkeit die Hände küßte.

‚Gott und die heilige Jungfrau segne die Eccellenza', sagte er, als er mich bis vor das trümmerhafte Hoftor geleitet hatte, wo ich mit nicht völlig reinem Gewissen Abschied nahm ... —



Aufnahme Rosemarie Clausen

Fliegerjugend im Lager

Ein Segelflugzeug wird von der Jungmannschaft durch das Anziehen des Gummiseils in Schwung gebracht

Während unseres ganzen mehrtägigen Ausfluges nach San Vigilio ging mir dies sonderbare Erlebnis immer im Kopf herum. Ich verstand den alten Bartolo und seine Sehnsucht nur allzugut, ich kannte das italienische Volk und wußte, welchen hohen Wert man hierzulande auf solche Dinge wie Orden und bunte Bändchen legt. Aber wie dem Guten, der mich förmlich mit sanfter Gewalt als seinen Sachwalter am Wiener Kaiserhof bestellt hatte, zu helfen wäre, das wußte ich nicht. In gewissen Augenblicken kam mir der Gedanke, wirklich ein persönliches Gesuch an den alten Franz Joseph in seinem Kaiserschloß zu richten und ihm mit gutem Humor die Bedrängnis des eisgrauen Custozza-Kämpfers zu schildern; aber da ich mir nicht eine so hohe Vorstellung von meinem Vermögen, die spanische Etikette zu durchdringen, erlaubte, wie Sor Bartolo sie hatte, so verwarf ich den spielerischen Gedanken immer wieder. Doch was sonst tun? Die Angelegenheit war nun einmal in mein Bewußtsein eingegangen, mein Gewissen war sozusagen mit ihr belastet, nachdem ich einmal gewissermaßen mein Wort gegeben, jeden Morgen wachte ich mit dem Gedanken an den alten Bartolo in Sant' Ambrogio auf, der nun wieder einen Tag und eine Nacht lang vergeblich auf das Wunder gewartet hatte ...

Da fügte es der Zufall, daß ich einmal drüben in Riva zu tun bekam und in den schattigen Anlagen am Hafen den Kommandierenden General des Rivaner Korps traf, den ich von den fröhlichen Liebesmählern im Hotel Schwingshackel zu Torbole her kannte. Ihm erzählte ich die Sache. Er lachte herzlichst und bat mich, seinen Adjutanten aufzusuchen. Der lachte auch und meinte, er erinnere sich ganz dunkel, auf dienstlichem Wege schon einmal von der Angelegenheit gehört oder gar das Gesuch des Ortspfarrers von Sant' Ambrogio gesehen zu haben.

‚Aber wissen's, Herr Professor', sagte er lächelnd: ‚bei unserm System, das ein böser Sozialdemokrat eben erst ganz richtig als Autokratie, gemildert durch Schlamperei, gekennzeichnet hat, ist die G'schichte wohl anläßlich irgendeines Bergrutsches von Akten verschüttet worden. Ich will mich jedenfalls um die Sache annehmen.'

Ich dankte, schrieb ihm Bartolos Namen auf und ging. Damit war mein Gewissen beruhigt. Mehr konnte ich verständlicherweise nicht tun.

Und das Wunder geschah. Wirklich erschien nach einigen Wochen der Oberstleutnant-Adjutant in meinem Atelier in Torbole und händigte mir lachend die beiden Medaillen aus, die tags zuvor von Wien eingetroffen waren.

‚Am besten wohl, Herr Professor, Sie geben's dem Braven selber mitnebst der kaiserlichen Urkunde? — Freut mich, freut mich, daß ich Ihnen gefällig sein konnte. — Aber hüten Sie sich vor Handküssen!'

Am nächsten Morgen mietete ich mir eine Barke, fuhr über den See und stieg in die Berge hinauf nach Sant' Ambrogio.

Mutter Mafalda molk gerade die kümmerliche Ziege, als ich, wegbestaubt, auf den Hof trat. Ihre alten, scharfen Augen lasen in meinem vergnügten Gesicht, daß ich gute Nachrichten brachte; sie schrie auf und lief ins Haus: ‚Bartolo! Bartolo! Vien giù! Subito!'

Ich folgte ihr in den einzigen Raum zu ebener Erde, wo auf dem Herd ein Reisigfeuer brannte und der Rauch durch ein Loch in der rußigen Decke abzog.

Sor Bartolo kam die steile Stiege herunter — offenbar hatte sie ihn aus dem Bett geholt, denn er war mit nichts als einem Hemd bekleidet. Seine dünnen, haarigen Beine zitterten vor Freude, da er die große Kunde vernahm. Was konnte

ich tun, als ihm die beiden Medaillen an das schmutzige Hemd zu heften? Ehe ich mich's versah, klebten seine Lippen auf meiner Hand. Sprechen konnte er nicht vor Aufregung. Immer wieder stolzierte er bloßbeinig in dem dunklen Raum umher und ließ die Dekoration auf seiner Brust im rötlichen Schein des Herdfeuers blitzen ...

Allmählich fand er die Sprache wieder. Und nun äußerte seine Dankbarkeit sich überschwenglich, er rief den Segen Gottes und aller Heiligen auf meine ‚testa nobile e generosa', auf mein edles Haupt herab. Und dann begann er ganz plötzlich, eine dramatische Schilderung der Heldenrolle zu geben, die er in der siegreichen Schlacht von Custozza gespielt: er rannte umher, wie wenn er ein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett in den Händen hielte und zum Sturmangriff vorginge ... ‚Piff! Paff!' machte er ein ums andere Mal — und da lag wieder ein Italiener tot — ‚Piff! Paff!' — und nun gingen die Österreicher vor, und allen voran marschierte Sor Bartolo, und auf seinem Hemd glitzerten die nagelneuen Medaillen ... Die Alte stand mit verzückten Augen dabei und genoß den Anblick ihres heldenhaften Mannes, den der Kaiser persönlich ausgezeichnet hatte ...

Ich ließ seine Aufregung ausrasen. Dann rief ich ihn herbei und las ihm — er nahm wahrhaftig ‚Habacht'-Stellung ein, wie vor fünfzig Jahren als Soldat! — die Verleihungsurkunde vor, die der Kaiser Franz Joseph m. p. unterschrieben hatte. Die beiden Alten weinten wie die Kinder. Und zum Schluß entnahm ich dem Pappkarton eine große Sandtorte, die die gute Mutter Schwingshackel eigens mit vielen Künsten gebacken, um dem Helden von Custozza eine Freude zu machen ...

Und welche Freude! Schwer zu sagen, was auf Sor Bartolo mehr Eindruck machte: die funkelnden Medaillen — oder

dies Meisterstück von einem österreichischen Backwerk, safran-gelb und knusperig, wie er es bestimmt in seinem siebzig-jährigen Leben nie gesehen, geschweige denn gegessen hatte. Er war völlig aus dem Häuschen. Der Kuchen sollte sogleich angeschnitten werden! Mafalda sollte Wein dazu bringen! Sie wollten gemeinsam mit der Eccellenza die Gottesgabe ver-zehren! ... Ich hatte viel Mühe, ihnen das auszureden. Ich schützte Eile vor, da mein Boot mich erwarte. Bartolo lief die Stiege hinauf, sich anzukleiden, und kam in Schuhen und in einem unendlich altmodischen schwarzen Röcklein wieder, das bestimmt schon den glorreichen Tag von Custozza gesehen. Und auf der Brust klapperten die Medaillen.

So begleitete er mich, leidenschaftlich vor sich hinredend, bis an den Hafen, und alle Leute staunten ehrfürchtig auf seine blanken Orden, die er nicht anders trug und zur Schau stellte, als eine schöne Frau ihren Schmuck.

‚Eccellenza', sagte er zum Abschied, und sein stoppeliges Kinn bebte vor Rührung: ‚ich bin ein armer Teufel, der nur seine paar hundert Ölbäume besitzt, ich kann nichts tun, um mich für die schöne Torte dankbar zu beweisen. Aber wartet nur! Im Herbst, wenn ich erst meine Oliven verkauft habe, dann komme ich nach Torbole! Nein, niemand soll sagen, daß Bartolo nicht weiß, was sich gehört!'

Und er stand noch lange auf dem gemauerten Uferkai, als meine Barke unter ihren Schmetterlingssegeln von der stark-blasenden Ora in den See hinausgetrieben wurde, und seine Medaillen blinkten in der Mittagssonne, daß es eine Art hatte ...

Der Sommer verging, es wurde Herbst, es wurde No-vember. Eines Tages saß ich, wie oftmals, im Kreis von österreichischen Offizieren im Hotel Schwingshackel — wer trat herein in den eleganten Speisesaal? Sor Bartolo von Sant'

Ambrogio! Er hatte seine Ernte gut verkauft, er hatte sich wahrhaftig unverzüglich auf den Weg gemacht, mit einem Boot war er über den See gefahren, und nun stand er hier mitten unter den jungen, übermütigen Offizieren. Auf seinem Röcklein strahlten, ersichtlich blankgeputzt — denn es ist nicht alles Gold, was glänzt — die beiden Medaillen, er ging von Tisch zu Tisch und küßte allen die Hände, wie wenn jeder der Offiziere der Kaiser selber wäre. Große Begeisterung! Er mußte natürlich bei uns sitzen — das war ja ein Hauptspaß für die Herren Leutnants und eine willkommene Unterbrechung des Rivaner Garnisoneinerleis! — er bekam feinen Wein und zu essen, daß ihm die Augen übergingen. Alles drängte sich um ihn und lauschte, als er, wortreich und mit stolzen Gebärden, erzählte, welch ein angesehener, hochgeehrter und allgemein bewunderter Mann er nun dank den beiden Orden in Sant' Ambrogio geworden, und daß der Bürgermeister selber gekommen war, um ihn zu beglückwünschen und



Aufn. Seitz, Südd. Illustr.-Zentrale

Malcesine am Gardasee

den Brief zu sehen, den ihm der großmächtige, weise, gerechte Kaiser Francesco Giuseppe in Wien persönlich geschrieben!

Immer wieder stieß er, schon halb umnebelt, mit uns auf das Wohl des weisen und gerechten Kaisers an. Ein Hauptmann gab das Zeichen, die Kapelle begann, das ‚Gott erhalte ...' zu spielen. Wir standen alle auf, und auch Sor Bartolo erhob sich, das Glas in der zitternden Hand: aber man mußte ihn von beiden Seiten stützen, denn seine Beine trugen ihn nicht mehr.

Zum Schluß überreichte ihm Vater Schwingshackel als Geschenk eine Zigarrenkiste. Sie enthielt das gesamte italienische Falschgeld, das er im Laufe der Saison gesammelt hatte. Aber in Sor Bartolos Augen war es ein Vermögen, und wir alle, die wir ihn gegen Abend in feierlichem Zug zu seinem Boot geleiteten, waren fest überzeugt, daß er es schon, Soldo für Soldo, an den Mann bringen werde ...

— Die Geschichte von Sor Bartolo hat noch ein Nachspiel", fuhr der alte Maler fort, nachdem er sinnend und den alten Tagen nachträumend einen tiefen Schluck des dunklen Weines getrunken: „Dies alles, was ich erzählt habe, war ja im schönsten, goldensten Frieden gewesen, der je über dem See und seinen Anwohnern geleuchtet. Dann kam der Krieg, kam und ging — und ging verloren. Der alte Kaiser Franz Joseph hat lebenslang kein Glück im Kriegführen gehabt, obwohl er so tapfere Piff-Paff-Soldaten besaß, wie Sor Bartolo einer war! Das ganze Ufer des Gardasees und alles Land bis zum Brenner hinauf wurde italienisch. Als ich nach dem Krieg wieder hierher kam, verschlug es mich auch nach Sant' Ambrogio. Ich stieg zu Bartolos ärmlichem Anwesen hinauf und fand ihn allein. Mutter Mafalda war gestorben, er selber lebte droben einsam mit seiner Ziege und war uralt und traurig. Ich sah, daß er die Franz-Joseph-Medaillen nicht an der Jacke hatte.

‚Oh, Eccellenza', sagte er klagend: ‚ich darf sie nicht mehr tragen! Es sind jetzt ‚feindliche' Medaillen, sagen sie. Die Leute von Sant' Ambrogio würden mit Steinen nach mir werfen, wenn ich sie ansteckte. Die Wahrheit zu sagen, sie haben es schon getan, als ich es einmal wagte, mit den Medaillen auf die Piazza zu gehen ... Ja, es sind arge Zeitläufte, Eccellenza! Was gestern gut war, ist heute böse. Wofür man gestern bewundert wurde, dafür wird man heute gesteinigt. Man weiß nicht mehr, was die Wahrheit ist. Und der gute Kaiser Francesco Giuseppe ist auch gestorben, höre ich? Er hat weise gehandelt, und ich werde es ihm bald nachmachen. Ich bin vierundachtzig, Eccellenza, und lebenssatt ...'

Er ließ mich allein und kletterte mühsam und steifbeinig die steile Stiege empor. Ich sah mich um in dem dunklen Raum: auf der Herdstatt brannte kein Feuer mehr.

Als er wiederkam, drückte er mir ein kleines Päckchen in die Hand; durch das schmuddelige Zeitungspapier der Umhüllung fühlte ich die beiden runden Medaillen.

‚Nehmt sie, Eccellenza', sagte er traurig: ‚Es ist besser, sie sind bei Euch, als daß die wilden Tiere von drunten kommen und sie mir wegnehmen ... sie haben schon damit gedroht! Bewahrt sie zum Andenken an den alten, uralten Bartolo ...'

— Seht, Kinder", schloß der alte Maler: „So sind die beiden Medaillen Franz Josephs in meinen Besitz gekommen. Und damit ist meine Geschichte zu Ende. — Diesen stillen Schluck auf das Gedächtnis des braven Sor Bartolo — denn er ist nun schon lange tot."

Wir hoben mit ihm die Gläser. Keiner sprach ein Wort. Nur die Zikaden feilten mit langen Bogenstrichen in der blauen Nacht.



Pauline Hübner, geborene Bendemann, im Alter von 18 Jahren

Julius Hübner (1806—1882)



Frau Dr. Gmelin

Christian Friedrich Doerr (1782—1841)

Frauen im Bildnis des Biedermeier

Von Dr. Max Schefold

Wollen wir über die Frau der Biedermeierzeit Aufschluß gewinnen, wollen wir von ihrer seelischen Haltung, von ihrem Leben, ihrem Gehabe in Haus und Gesellschaft er-

fahren, so mögen wir manches in kulturgeschichtlichen Schilderungen finden, in alten Familienchroniken und Briefsammlungen aufstöbern. Einen untrüglichen Spiegel der Frau, ihrer Zeit und Umwelt, in der sie lebte und wirkte, vermag uns aber erst das Bildnis vorzustellen, und wohl in der ganzen Geschichte des Porträts gibt es kaum eine Epoche, in der es so zuverlässig und echt und unverfälscht das Menschentum seiner Zeit wiedergibt wie innerhalb der so hochentwickelten Bildniskunst der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nirgends sonst ersteht der bürgerliche Mensch des Biedermeiers in solch einer Lebendigkeit und Tatsächlichkeit wieder wie in den schlichten, aber dabei so eindringlichen Bildnissen ihrer Zeit. Einfach und ernst blicken die Menschen aus diesen Bildern, vor denen wir mit Liebe und Wohlbehagen verharren, gebannt von der Innigkeit, von der seelischen Beschaulichkeit dieser Menschen.

*

Diese seelische Haltung der Menschen des Biedermeier wird erst so recht deutlich, wenn wir sie vergleichen mit den Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie uns aus den Bildnissen ihrer Zeit gegenüberstehen. Da steht die große Dame, einer Fürstin gleich, in theatralischer Herrschermiene in ihrer prächtigen steifen Tracht, angetan mit allen Abzeichen ihrer Würde, Kostüm und Pose sind die Hauptsache im Bildnis, während der geistige Ausdruck kaum mitspricht und seelische Regungen unterdrückt sind. Nicht nur auf fürstlichen Porträts allein stehen die Dargestellten unter prunkvollen Draperien, durch eine Balustrade oder Treppenstufen den zeremoniellen Abstand wahrend. In allen Äußerungen und Erscheinungen des Lebens herrscht strenge Etikette, nicht nur in der Aristokratie, auch im



Fräulein Dernen

J. H. Richter (1803—1845)



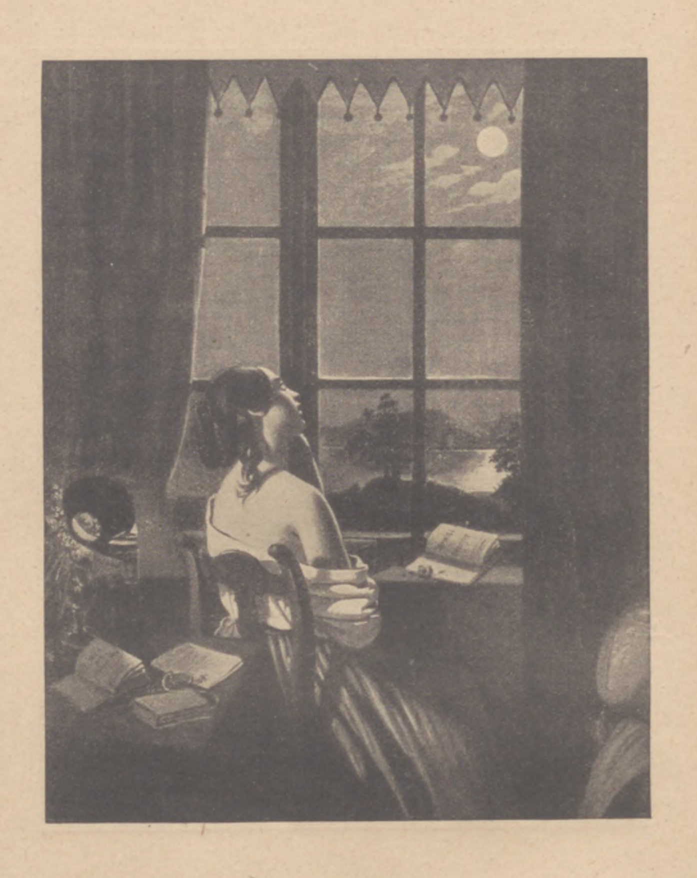
Frau Oberförster Utsch

J. A. Rambour (1790—1866)



Fräulein Lottner

Emanuel Leutze (1816—1868)



Die Sentimentale

Joh. Peter Hasenclever (1810—1853)



Mädchenbildnis in Landschaft

Louis Castelli (1805—1849)



Damenbildnis von 1837

Ferdinand Georg Waldmüller (1793—1865)



Minna Pompilia von Rayski, 1843

Ferdinand Rayski (1807—1890)

Haus des Bürgers. Vornehmheit und Eleganz der Erscheinung ist selbstverständlich, stets liegt das Lächeln einer anerzogenen Höflichkeit auf den Lippen der Dame wie des Kavaliers.

Im späteren achtzehnten Jahrhundert tritt dann neben Anmut und Grazie die Empfindung, das Sentimentale, immer mehr gewinnt das Porträt an seelischer Vertiefung, das Bürgerliche, das in der Lebensführung mehr und mehr vordrängt, findet auch im Bildnis entsprechend Ausdruck. Um 1800 treten einfache Menschlichkeit und innere Wärme schon ganz unverhüllt im Bildnis zutage. Noch zwei Jahrzehnte später, und wir stehen in der Zeitspanne, die wir mit dem Begriff des Biedermeier zu umreißen pflegen. Wie einfach und von jeder gekünstelten Pose befreit, in ganz natürlicher Bewegung geben sich nun die Menschen, still und in sich gekehrt scheinen sie zu sein. Statt wie im höfischen Porträt von kostbaren Draperien umgeben, malen die Künstler den Menschen vor einer Landschaft oder im Innenraum, zwischen einfachem Hausrat, den Mann etwa am Schreibtisch und die Frau bei der Arbeit am Nähtisch beim Schein der Lampe sitzend oder im trauten Kreise der Familie.

Da sehen wir nach der Jahrhundertwende noch die faltenlosen, enganliegenden Röcke des Empire, dicht unter der Brust geschürzt, die der Figur etwas Statuenhaftes geben, dann folgten der steifen Würde bald behaglichere Formen, und um 1830 trug die Frau mächtige ballonförmige Puffärmel, „Hammelkeulen" genannt, die der Schulter zu erstaunlicher Breite verhalfen. Kaum zehn Jahre später aber folgt noch als Anklang an die Mode des Rokoko die Krinoline, die wie damals dem weiblichen Bedürfnis nach Eleganz von neuem reiche Möglichkeiten zur Entfaltung bot.



Frau von Olfers

Franz Krüger (1797—1857)

Junger Wein

Preisgekrönte Erzählung

von Ines Angelika Mosig

Mit Zeichnungen von Kurt Schöllkopf

(2. Fortsetzung und Schluß)

Du gehst mit, Sabine?"

„Wohin, Nikolaus?"

„Nach Hause, Sabine, nach Österreich. Es ist so schön dort, die Berge sind höher und die Almen fetter. Und meine Mutter wird sich freuen, wenn ich dich mitbringe. Vielleicht gibt mir Vater seine Mühle. Du, dann werde ich Müller und du die Müllerin. Wir haben Kühe und Pferde im Stall, und Ziegen und weiße Kaninchen. Wir haben Treu, den Hofhund, es ist ein wundervolles Tier, Sabine, er wird dir gefallen. Und wenn wir es leid sind zu Hause, dann geben wir Vater seine Mühle wieder und fahren in die Welt. Du kennst unser Land noch nicht, Sabine, die Donau herauf und herunter. Ich liebe dich so, Sabine, niemals werde ich böse Worte zu dir sagen, ich werde dich immer nur lieben. Sehr lieben, Sabine."

Nun muß Sabine etwas sagen. Etwas Gutes und Energisches. Sehr vorsichtig muß das geschehen, denn Nikolaus' Pläne von der Mühle daheim sind nicht so funkelnagelneue aus dieser Sekunde. Das scheint er sich reiflich überlegt zu haben.

Sabine geht einen Schritt zur Wiese und setzt sich ins Gras.

„Komm, Nikolaus", winkt sie ihn mit ihren Armen herbei, „komm und laß uns das einmal vernünftig bereden!"

„Vernünftig, Sabine? Du willst etwas, das mit Liebe zusammenhängt, vernünftig bereden? Ja, ich weiß schon, Kaspar gefällt dir besser, er hat hier Grund und Boden, da siehst du genau, was du heiratest, von welcher Art die Wiesen und das Haus sind."

Sabine streichelt unablässig Nikolaus' Hand.

„Ich will dir eine Geschichte erzählen", sagt sie und hat plötzlich eine merkwürdig hohe, zitternde Stimme, „aber bevor ich sie dir erzähle, will ich dir noch etwas sagen. Ich bin fünfundzwanzig Jahre, Nikolaus, du bist achtzehn. Das sind sieben Jahre Unterschied. Wenn ich vierzig bin, bist du dreiunddreißig, ein junger Mann also. Da wird man zu dir sagen, Sie haben eine recht jugendlich aussehende Frau, mein Lieber ... jugendlich aussehend, nennt man das dann. Und noch etwas, du. Ich habe sieben Jahre nicht nur länger gelebt, sondern siebenmal soviel erlebt wie du. Und das ist für eine Ehe nicht gut, Nikolaus. Siehst du das ein?"

Nikolaus schüttelt eigensinnig den Kopf. Nein, nichts sieht er ein.

„Erzähl mir nur die Geschichte", sagt er schroff, „es wird wohl eine Moralpredigt in Märchenform sein?"

„Nein, Nikolaus, es ist keine Moralpredigt. Also höre zu. Es war einmal ein Mädchen ..."

„Das hieß Sabine. Oder war es vielleicht eine Freundin von dir? Das interessiert mich nämlich nicht ..."

„Nein, das hieß Sabine. Es hatte keine schöne Jugend. Da gab es keine Spiele, keine Dummheiten. Es war ein ernsthaftes, kleines Mädchen, das immer die Sorgen der Erwachsenen zu seinen Sorgen machte. Der Vater war kränklich und

übelgelaunt, die Mutter zwar eine prachtvolle Frau, aber etwas kurz angebunden. Da kam eines Tages ein junger Mann, der Eberhard hieß. Er hatte auch nichts und darum konnte er Sabine gleich am ersten Tag so gut verstehen. Das Mädchen liebte ihn sehr und hängte sich mit seinem ganzen Herzen an diesen Eberhard.

Sie wollten natürlich heiraten, aber Eberhard hatte noch keine sehr gute Stellung. Aber er war ein tüchtiger junger Mann, ja wirklich sehr tüchtig, so daß der Chef auf ihn aufmerksam wurde, ihn zu sich rief und ihm eine bessere Stellung gab. Ich setze viel Hoffnungen in Sie, arbeiten Sie so weiter, dann werde ich Ihnen bald Prokura geben können. Sabine wird sich diese Worte merken, bis sie alt ist, denn Eberhard hat sie ihr wohl hundertmal gesagt ...

Und er sagte noch mehr. Nun heiraten wir, liebstes Herz. Du gibst deine Stellung auf und nähst deine Aussteuer.

Sabine tat es. Es gab nichts, was sie nicht für Eberhard getan hätte.

Plötzlich kam er immer seltener. Ich habe zu tun, wehrte er ab, die neue Stellung erfordert andere Arbeit, Sabine.

Sie nickte und war stolz. Sie nähte an der Aussteuer und dachte voller Liebe an Eberhard.

Als er schließlich wieder kam, saß er vor ihr auf dem kleinen Sessel und rückte unruhig hin und her.

‚Tee?‘ fragte Sabine.

‚Ja, nein‘, sagte er. Faltete immer die Hände auf und zu und hatte etwas auf dem Herzen.

Und dann kam es heraus. Der Chef hatte ihm die Stellung unter einer gewissen Voraussetzung gegeben. Er brauchte für seine Fabrik eine rechte Hand, einen Nachfolger. Fremde Leute sind unzuverlässig. Man vertraut ihnen nicht gern das Werk

seines Lebens an. Einem Schwiegersohn hingegen ... Hilde, meine Tochter ist nicht mehr ganz jung, sagte er, aber sie hat eine tadellose Erziehung und ein mütterliches Herz."

Nikolaus' Herz klopft aufgeregt.

„Und was hast du getan, Sabine?"

„Ich habe Eberhard beglückwünscht. Er durfte sich diese Chance nicht entgehen lassen — und er ist auch wirklich ein sehr tüchtiger junger Mann, nicht wahr? Dann habe ich die Aussteuer wieder zusammengepackt, habe Mutter beim Nähen geholfen — ja, und nun bin ich hier."

Sabine bricht mit einem kleinen, wehen Laut ab.

„Und Kaspar?" fragt Nikolaus atemlos. „Du magst also auch Kaspar nicht so, daß du ihn heiraten würdest?"

Sabine schüttelt den Kopf.

„Kaspar hat längst begriffen, lieber Nikolaus, das glaube mir nur. Kaspar hat feste Zukunftspläne, er wird sich später doch noch einmal ein Mädchen suchen wie Marlies, blond und groß, und er wird glücklich werden mit seinem Wirtshaus oder einer Baude hier in den Bergen. Nikolaus, laß uns einmal über dich sprechen, über dich ganz allein. Was wollen wir mit dir beginnen? Hast du nicht irgendeinen Plan, ein Ziel?"

„Wenn du bei mir wärst, Sabine, könnte ich vielleicht Ziele und Pläne haben. Ohne dich hat alles keinen Zweck!"

„Nikolaus, wie du nur redest. Du bist so gescheit sonst. Was heißt denn das, ohne dich hat alles keinen Zweck? Ich wäre glücklich, Nikolaus, wenn du ein Ziel hättest. Man muß ein Ziel haben, Nikolaus, hörst du, man muß. Warum lebst du denn sonst!"

„Das möchte ich auch wissen, Sabine!" Bitter und wütend ist Nikolaus. Verdammt das ganze bißchen Leben. Er will Sabine haben, nichts weiter. Und nach dieser Geschichte von



Aufn. Dr. Paul Wolff-Mauritius

Ein Sommertag

der gebrochenen Liebe erst recht. Just so eine traurige Geschichte hat er sich ja gewünscht. Und so ein Ekel ist er gewiß nicht, wie dieser tüchtige junge Mann.

Sabine könnte weinen über diesen Jungen.

„Willst du Redakteur werden, Nikolaus? Du schreibst gut, vielleicht wäre das etwas?"

„Nö!"

„Willst du studieren? Ich würde dir dabei helfen?"

„Wozu?"

„Oder wie wär's denn mit Vaters Mühle daheim?"

„Immer von oben bis unten mit Mehl bekleckert 'rumlaufen, kommt gar nicht in Frage!"

„Aber vorhin wolltest du es doch, Junge! Herrgott, du bist wankelmütig, das ist schrecklich! Willst du überhaupt arbeiten? Ich habe dich stark im Verdacht, du willst gar nichts tun!"

„Ich will nicht von unten anfangen, du! Allein schon gar nicht!"

„Du weißt überhaupt nicht, was du willst, Nikolaus, das ist es."

„Dich will ich, Sabine, ich denke, das weiß ich genau."

„Als Spielzeug, Nikolaus. Es ist genau wie mit der Arbeit. Du magst nicht lange um ein jüngeres Mädchen werben. Eine Fünfundzwanzigjährige, denkst du, das ist eine einfachere Sache. Die hat nicht mehr viel zu verlieren."

„Sabine, du bist wahnsinnig. Schämen sollst du dich."

„Schämen sollst du dich, Nikolaus."

„Sabine!" Nikolaus läuft davon.

Laß ihn laufen, denkt Sabine zornig. Laß ihn nur laufen, er kommt auch wieder zurück.

Nein, es scheint, daß er nicht kommen will. Der Wald hat ihn geschluckt, eingesogen. Und der Totenvogel schreit, daß Sabine zusammenschauert. Er kann sich gar nicht beruhigen. Er schreit und schreit.

Sabine ist so müde und leer. Die Geschichte von Eberhard hat sie doch noch sehr mitgenommen. Und nun läuft dieser dumme Nikolaus einfach davon.

Sie nimmt ihr Herz in beide Hände und wagt sich in die schwarze Watte von Wald vor.

„Nikolaus, Nikolaus", ruft sie.

Und dann hat sie ihn endlich gefunden. Er liegt am Wiesenrand und weint. Sie kniet nieder und streicht tröstend über sein Haar. Sie ist selbst so seltsam erregt, daß ihr Tränen in die Augen kommen.

„Wir wollen heute nacht hier draußen bleiben, Nikolaus, ja? Und morgen früh sieht alles anders aus. Vielleicht finden wir noch einen andern Weg. Aber nicht mehr weinen, du."

Der lange, schmale Junge schämt sich gewaltig. Er vergräbt seinen Kopf im Gras und möchte tot sein. Auf der Stelle.

Das Leben ist wertlos. Sabine glaubt nicht, daß er schon ein Mann ist. Kein Mensch will das wahr haben. Evamarias Vater hat ihn geohrfeigt, Sabine will ihn nicht heiraten. Was in aller Welt soll er noch hier? Morgen, hat sie gesagt, sprechen wir noch einmal darüber ... Das Wort klingt gut in seinen Ohren. Er hebt den Kopf ...

„Glaubst du, daß du morgen anders denkst? Sabine?"

Sabine wird jetzt langsam verzweifelt und ungeduldig.

„Hast du meine Geschichte denn nicht verstanden, Nikolaus?"

„Doch", sagt er störrisch, „ich habe daraus entnommen, daß du einen Menschen brauchst, der nicht wegen einer Stellung ein anderes Mädchen heiratet, der zu dir hält ... das habe ich daraus verstanden." — Und damit hat er nicht einmal so unrecht. Aber das ist eine Sache für sich ...

„Das grade habe ich dir nicht beweisen wollen. Ach, wir wollen nicht mehr reden. Wir schaffen ja nur noch mehr Verwirrung."

„Ja, weil du mich nicht für voll nimmst, Sabine. Ich habe mehr erlebt, als ein Greis von achtzig, das kannst du mir glauben. Ich bin schon viel älter. Oder glaubst du, der Sprung über die Grenze war einfach? Und alles vorher und nachher?"

„Ein Greis von achtzig klebt an seinen Erinnerungen, weil keine neuen hinzu kommen. Du bist aber achtzehn, für dich kommt noch manches Schöne und Gute. Sieh doch vorwärts, Nikolaus, schaff dir ein Ziel!"

Aber Nikolaus ist störrisch und unglücklich. Ach, zutiefst unglücklich. Er will ja im Grund nichts weiter, als wieder zu Hause sein, bei Vater und Mutter. Alles andere sind Hirngespinste, Dinge, in die er sich künstlich hineinredet. Er ist ein

Mensch ohne Wurzeln. Die Wurzeln sind im Heimatboden tief vergraben, nun zieht er bloß die dünnen Fäden hinter sich her, und keine Erde hat Platz für sie. Er ist ein liebenswürdiger und gut aussehender Junge, und es werden Frauen kommen, die seinen österreichischen Dialekt bezaubernd finden, noch bezaubernder aber seine jungen Jahre. Und Nikolaus wird seine Tage mit ihnen vertrödeln. Jetzt hat er sich lang auf der Wiese ausgestreckt, er reißt Grasbüschel über Grasbüschel aus und denkt an seinen Bruder Johannes. Wie war das doch mit Johannes. Ja, das muß er Sabine erzählen, vielleicht, daß sie sich doch besinnt, wenn sie diese erstaunliche Geschichte von Johannes und dem Komtesserl Ursula von Esterhazy hört.

„Sabine", sagt er also eifrig, „Sabine, ich muß dir eine schöne Geschichte erzählen. Denke dir, in Salzburg also sitzt die Komteß Ursula von Esterhazy in einem Café. Ein Mädel, kann ich dir sagen, wie Milch und Blut. Blonde Locken, und eine Figur! Schön! Da kommt Johannes, mein Bruder herein, setzt sich an den Nebentisch, und die beiden fangen ein Geplänkel an. Schließlich zahlt die Ursula, mein Bruder auch, und an der Tür sagt er so ganz einfach, ‚dürfte ich Sie wohl begleiten, meine Gnädige, alsdann, wann's gestattet ist!' Die Ursula nickt, sie laufen ein Stück durch den Park, und, was soll ich dir nur sagen, nach acht Tagen kann Johannes nicht mehr ohne sie sein, und sie nicht mehr ohne ihn. Johannes, mein Bruder geht also zum Onkel von der Ursula, Eltern hat sie keine mehr, und bittet um die Hand seiner Nichte. Der Onkel ist ein reicher Mann, mein Vater Müller, wie du weißt. ‚Alsdann, mein Lieber', sagt der Onkel also zu Johannes, meinem Bruder, ‚das geht natürlich auf gar keinen Fall!' ‚Gut', sagt Johannes, ‚dann eben nicht', dreht sich um und geht. Du denkst, es ist hier aus, Sabine? Du glaubst wahrscheinlich, er hat sie vergessen



Aufn. E. Bauer, Linden-Verlag

Blick ins Weite

und sie ihn? Nein, sie sind miteinander geflohen und wohnen jetzt auf einem Schloß an der Donau, auf einem mütterlichen Erbteil von der Ursula!" Hier legt Nikolaus eine Kunstpause ein.

Sabine findet die Geschichte ja sehr interessant, aber sie weiß nicht recht, warum sie Nikolaus in so triumphierendem Ton erzählt. Sie fragt also wer weiß wie neugierig: „Na und?"

„Ja, siehst du, Sabine, du fragst na und. Weißt du, wie alt mein Bruder ist? Neunzehn und das Komtesserl Ursula sechsundzwanzig! Bitte, was sagst du nun?"

„Daß das Komtesserl nicht recht gescheit ist, Nikolaus!"

„Du bist eiskalt, Sabine, eiskalt wie ein Fisch oder ein Frosch! Gräßlich bist du. Wie lieb die zwei sich haben, das siehst du nicht. Sie wohnen auf einem Schloß und haben sich lieb. Du kannst dir höchstwahrscheinlich nicht vorstellen, wie die zwei leben. Viel zu phantasiearm bist du dazu. Du könntest auch

nicht mal auf so einem Schloß wohnen. Du würdest höchstwahrscheinlich Decken sticken oder Kleider für arme Kinder nähen oder sonst was."

„Wie gut du mich kennst, Nikolaus!" Sabine lächelt. Was soll sie anderes tun als lächeln. „Und was wird aus deinem Bruder, Nikolaus, wenn dieser Rausch vorbei ist? Ich meine, er muß doch irgend etwas lernen!"

„Lernen, lernen, als gäbe es nichts auf Gottes weiter Welt wie lernen und einen Beruf haben! Sabine, du bist hoffnungslos verspießert! Du bist eine stocksteife Preußin!" Das ist das Ärgste, was es für Nikolaus gibt.

„Verzeih, lieber Nikolaus, aber ich wußte nicht, daß ihr, dein Bruder Johannes und du, lieber auf Schlössern wohnt und euch von einer Frau ernähren laßt. Liebe macht anscheinend nicht nur blind und vergeßlich, Nikolaus, sondern auch faul."

Sabine möchte gar nicht so harte Worte sprechen. Sie ist todmüde und kalt vom Nebel und Tau. Und sie versteht Nikolaus, seine Gedanken, sein Herz, aber sie sieht nirgends Hilfe. Er hat eine andere Art, die Dinge zu sehen. Auch Kaspar, seinem guten Freund, wird er nicht treu bleiben. Er wird Kaspar allein lassen, er wird Evamaria ohne Besinnen verlassen, und das Mädchen in Österreich. Und er würde Sabine mit sich in den Abgrund ziehen. In den Abgrund seiner Gedanken, in den Abgrund seines Herzens, das nicht weiß, was es will. Wie hat Kaspar gesagt? Du bist eine Samariterin, Sabine, du denkst nur an andere Menschen, niemals an dich. Ach Kaspar, lieber, großer Kaspar, du bist schön auf dem Holzweg. Siehe, ich sitze hier mitten in der Nacht neben Nikolaus und rede harte Worte. Und ich sage sie nicht bloß um Nikolaus willen. Nein, ich bin egoistisch, Kaspar, ich denke an mich. Wäre ich so, wie du glaubst, müßte ich Nikolaus streicheln und küssen.

Ich denke an mich, Kaspar, ich denke daran, daß mein Herz böse Sprünge hat und keinen neuen dazu gebrauchen kann. Ich denke daran, daß mich Nikolaus eines Tages verlassen würde, und ich weiß, daß ich das niemals aushielte. Und du sagst, ich sei eine Samariterin? Nein, Kaspar, ich denke viel an mich. Ich brauche einen andern Mann als Nikolaus. Zum Beispiel einen wie Onkel Hans ...

Die Nacht liegt auf der Lauer und setzt tausend böse und häßliche Gedanken in die Welt. Nikolaus und Sabine sind allein ringsum in Schwärze eingehüllt. Sabine hat Furcht und möchte so gern ihren Kopf irgendwo hinlegen und getröstet werden. Nein, Sabine kann jetzt nicht mehr. Sie steht schnell auf: „Nikolaus, wir wollen langsam zurückgehen. Und du schläfst noch etwas. Denk doch an eure weite Heimreise!"

„Schlafen, Sabine?"

Er steht auf und sie gehen den Weg zurück. Sie gehen wieder vom Haus weg, hin und her. Schweigend. Die Nacht greift nach ihnen und fremde, unheimliche Geräusche sind um sie. Sabine möchte Nikolaus bitten, mit ins Haus zu treten. Er kann auf ihrem Sofa schlafen, oder man klingelt die Wirtin heraus. Nikolaus darf nicht allein in die Nacht gehen. Durch den stockfinsteren Wald. Es ist eine entsetzliche Stimmung hier draußen, und er ist so empfindsam für dergleichen.

„Nikolaus, komm ins Haus, geh nicht zu Onkel Hans zurück heute nacht. Ich sag morgen früh gleich drüben Bescheid!"

„Sabine, kann ich bei dir bleiben, Sabine?"

„Ja, Nikolaus, wenn du vernünftig bist und dir die dummen Gedanken aus dem Kopf schlägst!"

„Das kann ich nicht, Sabine! Ich bin nicht so ein Junge, wie du glaubst!"

„Ja, Nikolaus, da wird dir eben nichts anderes übrig bleiben,

als heimzugehen. Ach, Nikolaus, lieber Nikolaus, was quälst du dich so! Leb wohl, Junge. Bleib bei uns, bleib bei Kaspar und schreibe mir immer, wie es dir geht. Mach um Gottes willen keine Dummheiten, Nikolaus!"

„Sabine, auf Wiedersehen, du. Ach Gott, Sabine!" Er drückt ihre Hände, daß sie fast vor Schmerz aufschreit, dann rennt er in großen Sprüngen davon.

Sabine lehnt an der Mauer und horcht seinen Schritten nach. Lieber Gott, beschütze diesen Jungen. Da kommen die Schritte zurück. Atemlos steht Nikolaus vor Sabine: „Vergiß nicht die Karte in den Kasten zu stecken, Sabine!"

„Die Karte? Ach Gott, Nikolaus!" Aber Nikolaus hört kein danke mehr, er ist über alle Berge.

Sabine schließt langsam die Tür auf, sie geht langsam die Treppe hinauf, irgendwo knipst sie das Licht an, irgendwo knipst sie es wieder aus. Sie weiß nichts davon, nichts vom Gehen, nichts vom Lichtmachen. Die Karte. Nikolaus hat an die Karte gedacht, die sie den ganzen Tag schon in den Kasten stecken wollte. An diese Belanglosigkeit. Sabine findet, daß all ihre weisen, vernünftigen Worte unsinnig waren. Die Tatsache, daß Nikolaus an die Karte gedacht hat, ist der Beweis, daß er die Sache mit Sabine bitter ernst nimmt. Ich hätte ihn zu mir heraufnehmen sollen, denkt Sabine. Und nicht kleinliche und dumme Bedenken haben sollen. Wir hätten uns auf die Veranda setzen können und dies und jenes beredet bis zum Morgen. Sabine kann nicht mehr schlafen. Sie sitzt nun allein auf der Veranda und starrt in die Nacht. Man ist immer allein, denkt sie, immer grade dann, wenn etwas wichtig ist, wenn etwas schmerzt. Ich habe zum Beispiel den ganzen Abend Worte geredet, viele Worte und nicht eines war darunter, das eine wirkliche Hilfe bedeutet hätte. Aber Taten? Wie kann ich

bei Nikolaus Taten vollbringen? Schüsse knallen durch die Nacht. Sabine erschrickt und muß beide Hände auf das Herz legen, so klopft es und überkugelt sich. Gott im Himmel, hatte Nikolaus etwa ein Schießeisen bei sich? Nikolaus ist so überspannt ...

Der Tag steigt grau und unausgeschlafen aus den Wolken, und ein müder Herbstregen schlurft über die Welt. Ein saft- und kraftloser Regen sozusagen, ohne Freude, ohne Schwung. Im Haus schrillt das Telephon. Gleich danach sind Schritte auf der Treppe, ein Zögern vor Sabines Tür, dann ein zaghaftes Klopfen: „Gnädiges Fräulein, der Herr Professor ist am Telephon!"

„Danke, Liesbeth!" Sabine ist schon an dem netten, blonden Mädchen vorbei und läuft die Treppe hinunter. —

„Ja, Herr Professor, hier Sabine!"

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein. Nur eine Frage, ist Nikolaus bei Ihnen?

„Nein, er war hier, ungefähr vor drei Stunden. Ist etwas geschehen, Herr Professor?"

„Liebes, gnädiges Fräulein, ich hätte Sie bestimmt nicht wecken lassen, wenn Nikolaus uns nicht einen etwas kuriosen Brief hinterlassen hätte und Sie darin erwähnte. Kaspar wird Sie mit dem Motorrad abholen, ich telephoniere inzwischen auf den Bauden und beim Grenzschutz herum. Vielleicht schlendert der Bengel auch noch in den Feldern umher. Nur, wir waren etwas besorgt, das werden Sie verstehen, nicht wahr?"

„Ja", sagt Sabine und ist schneeweiß, „ja, Herr Professor!"

„Also, liebes Kind, Kaspar holt Sie gleich ab, da können wir in Ruhe miteinander sprechen!"

„Ja, Herr Professor!"

Sabine ist kein schwaches Mädchen, sie bekommt keine Wein-

krämpfe und sie fällt nicht um. Aber sie ist sehr blaß, als sie zu Liesbeth in die Küche tritt, und das Sprechen fällt ihr schwer. Nikolaus, mein Gott, dieser Nikolaus.

Liesbeth, das nette, blonde Mädchen sieht besorgt auf das Fräulein Sabine. Sie wird Liebeskummer haben, denkt sie. So ein hübsches Mädchen, denkt sie. Sicher ist einer von den jungen Burschen ihr Schatz? Oder gar der Herr Professor? Die Leute drüben vom Dorf haben gestern abend sowas geredet. Einen Handkuß hat er ihr gegeben, das hat die Elzner Frieda genau gesehen. Ein schöner Mann, der Herr Professor! Und reich.

„Liesbeth, kochen Sie mir bitte schnell einen Tee, aber nichts dazu, ich muß gleich weg!"

„Mein Gott, Fräulein Sabine, was ist denn geschehen? Nein, Sie müssen unbedingt ein Ei und etwas Brot essen."

„Bitte, Liesbeth, machen Sie schnell den Tee und lassen Sie mich gleich hier in der Küche bei Ihnen bleiben. Ich kann jetzt nicht allein sein!"

Liesbeth zerrt den Kessel vom Bordbrett, füllt ihn mit Wasser und stellt ihn aufs Feuer.

„Sagen Sie mal, Liesbeth, Sie haben doch auch die beiden Burschen gesehen, die mich hier abholten?"

„Hm", nickt Liesbeth und ist stolz, daß sie ins Vertrauen gezogen wird. „Hübsche Burschen, Fräulein Sabine, wenn ich mir das erlauben darf. Besonders der große, blonde!"

„Um den handelt sich's nicht, Liesbeth. Können Sie sich auf den andern besinnen? Glauben Sie, daß der sich zum Beispiel das Leben genommen hat? So einfach mir nichts dir nichts in den Wald läuft und sich erschießt?"

Liesbeth sperrt Mund und Augen auf.

„Gütiger Gott, Maria und Joseph", stammelt sie, und

heult laut auf, „der arme junge Herr hat sich das Leben genommen?“

„Ach wo, Liesbeth, ich meine nur, ob Sie sich so was vorstellen könnten?“

Liesbeth hat sich auf den Rand eines Küchenstuhles gesetzt und überlegt. Ja, natürlich gibt es so was. Und gestern abend, drunten bei der Elzner Frieda, haben sie da nicht grade von desgleichen gesprochen? Mit der schwarzen Kunst und den Raben? Mein Gott, ja?

„Fräulein Sabine“, sagt sie mit geheimnisvoller Stimme, „Fräulein Sabine, glauben Sie an die schwarze Kunst?“

Sabine sieht etwas befremdet drein. „Was hat das mit dem armen Nikolaus zu tun, Liesbeth?“

„Ja, Fräulein Sabine, die Elzner Frieda, drüben in Hain, die hat gestern abend gesagt, heute nacht erschießt sich wer!“ Liesbeth ist eifrig im Reden geworden. Sabine möchte sich die Ohren zuhalten, davonlaufen, aber die Stimme ist unerbittlich, hält sie fest. Und Anni, die Köchin ist dazu gekommen, sie knüpft sich ein Handtuch um die breiten Hüften und stellt sich an den Herd. Sie ist ganz Ohr, diese Anni.

„Die Elzner Frieda ist neunzig Jahre alt“, beginnt die Liesbeth die schauerliche Geschichte von der schwarzen Kunst, „die weiß viel, oh, viel mehr als ein Professor. Gestern abend ist sie noch beim Professor am Haus vorbei und hat Sie, Fräulein Sabine gesehen. Da hat sie gedacht, sie will mal die schwarze Kunst, das Buch, wissen Sie, befragen. Und wie sie es aufschlägt, fliegt ein Rabe ans Fenster und immer mehr und mehr Raben kommen angeflogen. Da hat die Elzner Frieda schnell das Zeichen des Kreuzes über das Buch gemacht, die Raben sind ein Stück fortgeflogen, aber überm Weg drüben haben sie sich auf den Baum gesetzt und gekrächzt und gekrächzt. Da hat

die Elzner Frieda schnell das Buch rückwärts gelesen, die Raben sind davongeflogen, aber als wir sie später besuchten, hat sie uns gesagt, es wird sich einer das Leben nehmen, beim Professor im Haus!"

„Um Gottes willen, Liesbeth, wie können Sie so was nur glauben!" Sabine ist entsetzt.

Aber da kommt sie schön an. Sie hat ja keine Ahnung, was es nicht alles gibt. Kennt sie vielleicht die Geschichte von den beiden Kindern, die die schwarze Kunst aus der Truhe genommen hatten, wie die Eltern in der Kirche waren? Weiß sie nicht, daß diese Kinder von Krähen totgehackt wurden? Und Anni, die Köchin nickt ernst. Jawohl, das ist erst voriges Jahr in Hain passiert. Aber Anni weiß eine andere Lösung.

„Das mit dem Leben nehmen", sagt sie, „das ist nicht so, daß es freiwillig geschieht! Da steckt immer einer von den Logenbrüdern dahinter. Meiner Freundin ihre Freundin war mal in einer Holzfabrik. Da wurde sie eines Tages zum Chef gerufen, der befahl ihr, einen Vertrag zu unterschreiben. Und noch einer war im Zimmer, der hatte einen Ziegenbart und einen Klumpfuß. Das war der Teufel. Und die Freundin meiner Freundin mußte sich in den Finger stechen und mit Blut unterschreiben. Sie machte aber drei Kreuze auf den Vertrag und sagte im Namen Jesu Christi. Da verschwand der fremde Mann unter furchtbarem Fluchen im Erdboden. Und die Freundin meiner Freundin ging aus dem Zimmer und schnellstens nach Hause. Aber sie ist erst nach drei Jahren zu Hause angekommen. Sie ist in eine Grube gefallen und weiter wußte sie nichts. In dem Vertrag, den sie unterschreiben sollte, stand drin, daß sie sich für ihren Chef das Leben nehmen sollte. Ja, das stand drin, sie hat es meiner Freundin haargenau erzählt. Und eine andere — —

Da knattert draußen Kaspars Motorrad, Sabine eilt erlöst hinaus. Meine Güte, diese Mädchen. Was braut sich bloß in den Köpfen alles zusammen, das ist ja entsetzlich.

Kaspar steht vor ihr und sieht sie nicht an.

„Morgen!" sagt er und gibt Sabine zögernd die Hand.

„Kaspar, willst du mir mal sagen, was du jetzt denkst?"

„Nikolaus war hier, nicht?"

„Ja, Kaspar, und ich habe ihn heimgeschickt!"

Kaspar sieht ungläubig auf.

„Er hat mir einen Brief geschrieben, Sabine, da steht drin, daß er mit dir fliehen will!"

„Ach, Kaspar, und das habt ihr geglaubt?"

„Onkel Hans ja nicht, aber ich wußte doch nicht so recht, Sabine! Wo ist Nikolaus?"

„Ja, wo ist Nikolaus? Komm, Kaspar, wir fahren zurück und ich erzähle dir alles. Vielleicht ist Nikolaus inzwischen zu Hause. Er ging gern allein durch die Wälder. Hast du auf seinen Felsblöcken nachgesehen? Weißt du, wo er immer hockte und ins Land sah?"

Ja, Kaspar hat überall nachgesehen, Nikolaus ist nirgends zu finden.

Onkel Hans empfängt die beiden vor seiner Tür.

„Nichts von Nikolaus?" fragt er.

Er nimmt Sabine um die Schulter und führt sie ins Wohnzimmer.

„Hier ist der Brief, liebes Fräulein Sabine", sagt er und setzt sich ihr gegenüber.

„Lieber Kaspar! Ich gehe zu Sabine und werde sie fragen, ob sie mit mir heim nach Österreich geht. Du hast Marlies und deine Eltern, Sabine gehört mir. Ich glaube, daß Sabine mich liebt. Ich danke Dir für alles Gute, für Deine Freund-

schaft für alles. Wenn Sabine nicht mit mir kommt, geschieht etwas. Zurück komme ich auf keinen Fall. Grüße Köln von mir, Dein Nikolaus!"

Der Brief zittert in Sabines Händen. „Es geschieht etwas", hat er geschrieben. Ja, Nikolaus führt das sicher durch.

„Herr Professor, ich konnte doch nicht anders handeln, verstehen Sie das wenigstens!"

Der Professor lächelt: „Ach, Sabine, kleines Fräulein Sabine, ich kann nicht daran glauben, daß Nikolaus eine Dummheit gemacht hat. Junger Wein will gären, Sabine. Er wird in die Berge gestürmt sein, wird die Steine am Weg mit seinen Stiefeln bearbeiten — und wird morgen wieder der alte Nikolaus sein!"

„Wenn Sie das so genau wüßten, Herr Professor, hätten Sie mich bestimmt nicht holen lassen!"

„Tcha, Sabine, ich sage Ihnen ganz ehrlich, bevor Kaspar zu uns kommt, daß ich große Sorgen um den Flüchtling habe. Wie ich achtzehn war, hatte ich selbstverständlich auch ein Mädchen, das ich anschwärmte, andichtete, anhimmelte. Lieber Gott, was man eben so in diesem Alter tut. Und selbstverständlich, ich möchte Ihnen das zu Ihrer Beruhigung sagen, war dieses Mädchen fünfundzwanzig Jahre alt. Aber ich hätte niemals, in meinen kühnsten Träumen nicht daran zu denken gewagt, dieses Mädchen zu besitzen. Um Gottes willen, kleines Fräulein Sabine! Nun dieser Nikolaus! Schreibt da, daß er mit Ihnen fliehen will! Daß etwas geschieht, wenn Sie nicht das tun, was er sich denkt. Da klingelt das Telephon, Augenblick mal ...!"

„Ja, Herr Schmidt? So, so, weiße Strümpfe, ja, das kann stimmen. Eine Jacke mit einem Herz auf dem Ellbogen, wollen Sie bitte nachsehen?"



Sabine ist ins Nebenzimmer gegangen und sieht den Professor entsetzt an. Um Gottes willen, was ist das, weiße Strümpfe? Die hatte Nikolaus an. Auch Kaspar kommt ins Zimmer. Er steht neben Sabine und streicht ihr beruhigend über die Schulter.

„Ach, Sabine!"

Der Professor wartet und sieht an den beiden vorbei durch das Fenster. Da steht eine Birke im goldenen Herbstkleid und dreht sich im Wind.

„Herr Schmidt? So, eine Jacke ist nicht gefunden? Ich gebe Ihnen mal meinen Neffen, der weiß genauer, was der junge Mann für Zeug trägt. Bitte, Kaspar!"

Drüben fragt die Stimme des Grenzwächters Schmidt: „Was trug Ihr Freund für Wäsche?"

„Ein dunkelblau kariertes Bauernhemd, Herr Schmidt, im übrigen eine grüne Lodenjacke mit roten Lederherzen auf den Ellenbogen, rot abgefütterte Taschen, kurze braune Lederhosen, weiße, gestrickte Strümpfe und braune Schischuhe. Haben Sie irgendeine Spur von ihm, Herr Schmidt?"

„Wir haben heute nacht einen jungen Menschen erschossen. War Handgemenge unterhalb der Prinz-Heinrich-Baude, dabei löste sich ein Schuß. Ich will hoffen, daß es nicht Ihr Freund ist. Eine Jacke haben wir nicht gefunden, alles übrige stimmt leider!"

Kaspar ist sehr blaß.

„Und wo liegt er, Herr Schmidt?"

„Vorläufig in der Prinz-Heinrich-Baude, Abtransport geschieht noch heute vormittag!"

„Wir kommen sofort, in spätestens zwei Stunden sind wir oben!"

Kaspar hat angehangen. Er steht am Telephon und rührt sich nicht. Der Professor geht auf und ab. Sabine weint.

„Er liegt in der Prinz-Heinrich-Baude, erschossen!" sagt Kaspar langsam und schwer.

„Ich kann es nicht glauben, Kaspar. Was soll er bei Schmugglern?"

Der Professor sagt ernst: „Kleines Fräulein Sabine, es gibt ein russisches Wort, die Kugel ist die Tochter der Törin. Ein wahres Wort."

Kaspar ist plötzlich wieder da, er rennt hin und her.

„Wir müssen sofort losgehen. Hier deine Jacke, Sabine, los, los!"

Der Professor streicht ihr übers Haar: „Armes Mädchen, Sie sehen sowieso todmüde aus. Bleiben Sie hier, Kaspar kann von oben telephonieren!"

„Nein, Herr Professor, ich will mir nicht auch noch Kaspars wegen Vorwürfe machen!"

Der Professor dreht sie an den Schultern zu sich herum. „Sie kommen aber auf jeden Fall wieder zu mir zurück, nicht wahr? Ich kann mich darauf verlassen?"

Sabine sieht in die klugen, grauen Augen des Mannes und nickt.

Dann gehen sie miteinander los. Das ist ein anderes Wandern wie gestern. Kaspar rennt und Sabine läuft was sie kann.

Einmal dreht sich Kaspar um und wartet.

„Sabine!" bittet er und hat ein totunglückliches Gesicht,

„bitte, sei nicht böse, ich kann's gar nicht abwarten, bis ich den Toten gesehen habe. Glaubst du, daß es Nikolaus ist?"

„Nein, Kaspar. Oder ja, ach, ich weiß nichts. Er lief heute nacht so davon, dann kam er noch einmal zurück und erinnerte mich an die Karte, die ich vergessen hatte."

„So war Nikolaus!"

„So ist Nikolaus, Kaspar. Es kann nicht zu Ende sein. Denk doch sein spöttisches Mundwerk, hinter dem so viel Heimweh verborgen war!"

„Ja, eben darum glaube ich fast, daß er es ist. Heimweh und dann die Sache mit dir, Sabine!"

„Aber Kaspar, er ist doch aus Versehen erschossen worden. Der Mensch, der da oben in der Baude liegt, war bei Schmugglern!"

„Ja, aber er hat ein blaukariertes Hemd an, Lederhosen und weiße Strümpfe!"

„Kaspar, hättest du auch eine Dummheit gemacht, wenn du in der gleichen Lage gewesen wärst, wie Nikolaus?"

„Du hast keinem von uns Hoffnung gemacht, Sabine. Wir haben es uns nur anders gedacht. Nein, Sabine, ich hätte es nicht getan!"

Sie rennen bei dem Gespräch den Weg hinauf, Sabine ist außer Atem, sie kann nicht mehr weiter. Da nimmt sie Kaspar einfach auf die Arme und läuft weiter. Die Baude sieht zu ihnen herab. In der Baude liegt Nikolaus, oder ein anderer. Ein Mensch, der erschossen wurde. Die Kugel ist die Tochter der Törin. Wenn es doch Nikolaus ist. Kaspar überlegt, was er seiner Mutter schreiben muß. Ihr Sohn ist verunglückt, er starb wie ein Mann.

Sabine überlegt. Ich muß mir die Adresse von Nikolaus' Mutter geben lassen. Nikolaus, ihr lieber Sohn ist einem Un-

glück zum Opfer gefallen. Er fand sich schwer im Leben zurecht. Wenn es Gottes Wille war, ihn zu sich zu holen ... Ach was, das sind keine Worte für eine Mutter. Wenn man sich nicht mehr zu helfen weiß, holt man den lieben Gott.

Kaspar setzt Sabine vor der Tür der Baude ab. Sein Gesicht ist rot vor Anstrengung. Dann fassen sie sich an den Händen, wie alle Tage vorher und gehen fast auf Zehen hinein. Herr Schmidt sitzt bei einem Enzian und hat auf sie gewartet.

„Bitte!" sagt er.

Sie treten in ein Zimmer. Sie sehen sich an der Tür einmal fest an und pressen ihre Hände. Mut, nur Mut.

Herr Schmidt zieht das Tuch vom Gesicht des Toten. Kaspar und Sabine treten zögernd näher. Sie wagen noch nicht hochzusehen. Sie fangen beim Haar des Toten an. Braunes Haar! Es durchfährt sie mit einem Stich. Nikolaus. Die Stirn ist weiß und friedlich. Nikolaus. Sabine zittert so, daß Kaspar sie festhalten muß. Herr Schmidt ist zum Fenster gegangen und sieht hinaus.

Aber die Nase ist nicht Nikolaus, und der schmale Mund ist auch nicht Nikolaus. Sie treten jetzt dicht an das Lager heran. Die Hände sind grob und kurz. Nein, nein, es ist nicht Nikolaus. Nikolaus hat lange, schmale Finger. Schöne Hände, hat der Nikolaus. Nikolaus hat einen hübschen Mund mit geschwungenen Mundwinkeln. Sabine und Kaspar sehen den Toten an. Es ist der erste Tote in ihrem Leben.



Sie stehen da und können es nicht fassen. Ein Toter ist das. Ein Mensch, auf den die Mutter wartet. Und ein Mädchen vielleicht. Nun liegt er hier und ist tot. Er kann nichts mehr gutmachen.

Sabine bekommt ein nervöses Weinen. Lieber Gott, sie ist zum Umfallen kaputt. Auch Kaspar hat tiefe Ringe unter den Augen und sieht zerschlagen und müde aus.

„Herr Schmidt kommt vom Fenster zurück, in seinem verwitterten, verlebten Gesicht sind tausend Falten.

„Ich bin sehr froh für Sie", sagt er, „und wünsche nur, daß der junge Mann sich noch einfindet. Kommen Sie, wir trinken einen Enzian zusammen, das kleine Fräulein ist am Umfallen!"

Dann sitzen sie in der Gaststube zusammen, Kaspar und Sabine schweigend und erschüttert, Herr Schmidt erzählt und erzählt. Er ist ein weitgereister Mann. War Zollwächter an der See, an der belgischen Grenze und an der polnischen. Überall kein Spaß.

„Im Westen arbeiten sie am gemeinsten, da ist das Gebirge nichts dagegen. Ganze Banden mit Vorhut und Nachhut ziehen da über die Grenze! Ja, junger Freund, ich kenne die Welt und die Menschen. Ein Gesindel ist's, sag ich Ihnen. Einer schießt den andern tot!"

Kaspar nickt und Sabine ist eingeschlafen. Da kommt das junge Bedienungsmädchen an den Tisch. Ja, der junge Herr möchte ans Telephon kommen — der Herr Professor!

Sabines Kopf ist an Kaspars Schulter gerutscht. Kaspar macht ein Zeichen, Herr Schmidt möchte doch gehen. Aber Herr Schmidt lacht lautlos, holt Sabines Kopf zu sich und betreut das Mädchen fürsorglich und behutsam. „Gehen Sie man getrost!" sagt er zu Kaspar.

„Ja, Onkel Hans?“ fragt Kaspar in die Muschel.

„Nachricht von Nikolaus, mein Junge. Telegramm aus Hirschberg. Er ist auf dem Weg in seine Heimat!“

„Onkel Hans!“

„Ja, mein Junge, lauf schnell und sage es Sabine!“

„Onkel Hans, kannst du begreifen, daß er mich einfach sitzen läßt?“

„Ach Kaspar, gegen Heimweh ist kein Kraut gewachsen. Wiedersehen, mein Junge, danke Gott für diese Lösung! Lauf nur zu Sabine.“

Sabine schläft noch immer. Kaspar setzt sich still neben sie. Lange kann er seine gute Nachricht nicht für sich behalten. Er weckt Sabine vorsichtig.

„Du, er ist auf dem Weg nach Hause, Sabine!“

Sabine weint vor Glück. „Ach, mein Gott, Kaspar!“

Aber Kaspar macht ein böses Gesicht.

„Jawohl“, schimpft er los, nun alle Unruhe weg ist, „fährt einfach fort, ein Jahr lang und länger war ich ihm gut!“

Dann trödeln sie langsam nach Hause.

*

Monate später kommt ein Brief von Nikolaus an Hochwohlgeboren Fräulein Sabine Hähnelt.

„Liebste Sabine! Mein unruhiges Herz hat doch Frieden gefunden. Ich bin bei Vater in der Mühle, muß ordentlich arbeiten und abends wartet etwas ungemein Reizendes auf mich. Meine Freundin Annagret. Sie ist so jung noch, so dumm und kindlich. Und ich bin so glücklich, wenn ich bei ihr bin. Ja, ich trage mich allen Ernstes mit dem Gedanken sie zu heiraten. Ich wäre so froh ... Darf ich Dich um ein Bild bitten? Und willst Du mir öfter schreiben? Ich hab' alles be-

griffen, Sabine, Du brauchst keine Sorge mehr zu haben, daß ich aus der Rolle falle. Leb recht wohl für heute, liebste Sabine. Es küßt Dich herzlich Dein Nikolaus!"

*

Durch das Siebengebirge zieht ein Fähnlein Jungs. Vorneab Kaspar. „Wir marschieren, ja marschieren ...!" Sie sitzen am Lagerfeuer und sehen auf ihren Führer. Und Kaspar erzählt dies und das. Und denkt zwischendurch an Sabine.

Es ist längst wieder Sommer und ein milder Sternenhimmel sieht auf das kleine Zeltlager der Jungs herab.

Als alle schlafen, sitzt Kaspar noch auf und bekritzelt mit seiner ungelenken Handschrift einen Zettel, der auf seinen Knien liegt:

„Meine liebe Sabine. Ich mache mit meinen Jungs eine Wanderung, und nun hab' ich Zeit und Ruhe an Dich zu denken. Ich kann mir so schwer vorstellen, daß ich nun eigentlich Tante Sabine zu Dir sagen müßte. Darf man von seiner Tante so denken, wie ich es tue? Darf man da denken, daß die Tage mit ihr die schönsten meines Lebens waren? Der letzte Feuerschein ist gleich erloschen. Bitte, liebe Sabine, trinke nicht soviel Kaffee. Es ist für Deine Umgebung nicht grade angenehm, wenn Du Herzgeschichten hast. Gute Nacht, liebe Sabine. Schreib mir mal und grüß Onkel Hans. Dein alter Kaspar."

*

Sabine liest ihrem Mann, Professor Hans Krüger am Frühstückstisch die beiden Briefe „ihrer" Jungs vor.

Vor drei Monaten ist der Professor bei Sabines Eltern aufgetaucht und hat um die Hand der Tochter angehalten. Feierlich und in aller Form.

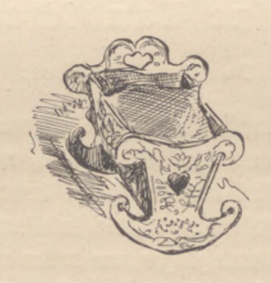
Mutter hat zwar zuerst etwas die Stirn gekraust. Das kommt ihr doch etwas zu überraschend. Sie hat sich ein bißchen bitten lassen, und der Professor hat von sich erzählen müssen.

Dann hat sie ja gesagt und Sabine im stillen etwas bewundert. Sie selbst ist nie mit ihrer ersten Liebe fertig geworden. Sabines Vater war sozusagen die zweite Garnitur, und glücklich ist sie nie mehr gewesen.

Aber die Jugend ist wohl heute anders.

Ja, Sabine wundert sich selbst, daß sie in einem Jahr alles vergessen konnte. Aber sie hat es vergessen und ist glücklich.

Sie wirtschaftet in Haus und Garten umher. Hat den Wald, die Wiesen und die Blumen und sieht nachts den funkelnden Sternenhimmel. Und irgendwo auf dem Boden steht eine alte Wiege mit blauen Blumen und roten Herzen. Die wird sie herunterholen und frisch bemalen.





Worms, die Nibelungenstadt, von der Rheinbrücke aus gesehen

Das Nibelungenlied und seine Landschaft

Von Otto Heuschele

Die großen mittelhochdeutschen Volksepen, vor allem das Nibelungen- und das Gudrunlied, wie sie uns heute überliefert sind, sind nicht in einem kurzen Zeitraum entstanden. Es sind frühe Sagen, die, in alten Liedern bewahrt, durch die Jahrhunderte gingen, um in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts ihre vollendetste und zum Glück auf uns gekommene Form zu erhalten. So darf die Sage von den Nibelungen heute auf eine Vergangenheit von anderthalb Jahrtausenden zurückblicken.

Diese Sagen aber sind das lebendige Gedächtnis eines Volkes. Was ein Volk erlebt, erlitten, erfahren und erkämpft,

die weil hiez er sedelen . vor
wurmiz vf den sant . den di
im komen solden zv der bu
rgunden lant .
In den selben ziten . do si nu
solden komen . do hete die
vrouwe Chrimhilt die mere
wol vernomen . er wolt hoch
getziten mit magen vnd mit
man . Do ward vil michel
flizzen von schonen vrouw
en getan .
Mit wæte vnd mit ge
wende . daz si solden tra
gen . vte die vil riche die
mere ouch horte sagen . vō
den stoltezen degnen . di da
solden komen . Do ward
vz d' valde guter wæte
vil genomen .
Durch ir chinde liebe
hiez si bereiten chleit .
da mit ward getzieret vil
vrouwen vnd manich me
it . vnd vil d' guten reckē
zv burgunden lant . Do
ward ouch den vremden
bereitet herlich gewant .
Aventiwer wie Sivrit
Chrimhilden von aller
erst irsah .

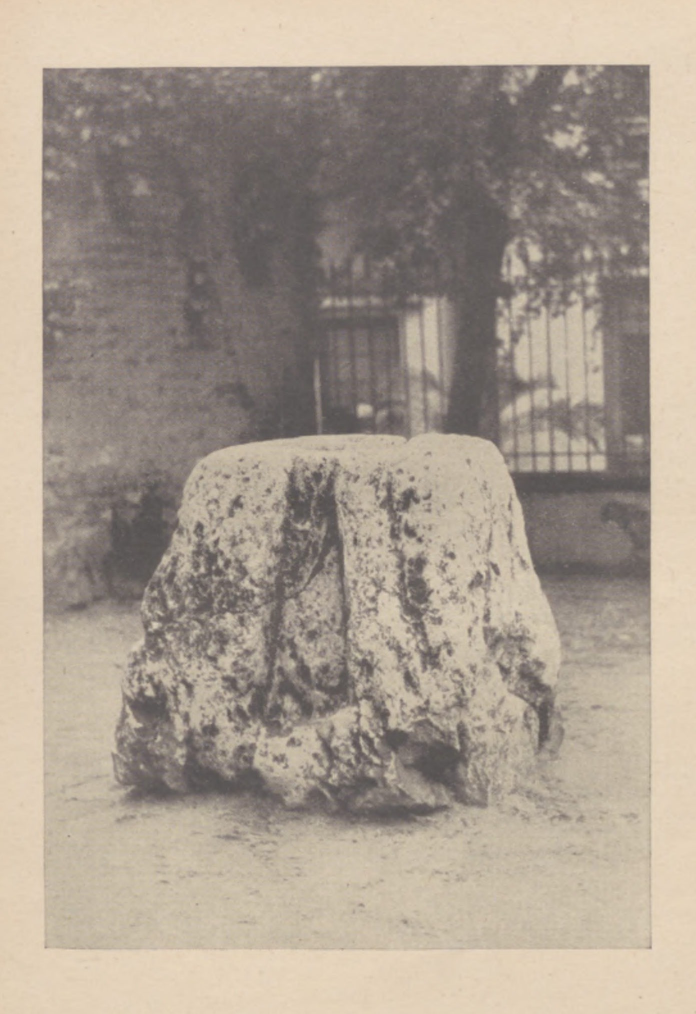
Man sach si ta
gelichen . rei
ten anden
Rin . Die bi
der hochgetz
eite gern wol
den sin . die
durch d' chunige liebe qua
men in die lant . den gab
man sumelichem beide ros
vnd ouch gewant .
In was ir gesidele allen wol
bereit . den hochsten vnd
den besten . als vns daz ist
geseit . zwen vnd drizzich fur
sten quamen zv d' hochge
zit . da zierte sich engege
ne vil manich schone vrou
we sit .
Ez was vil vnmuzic
Gyselher daz kint .
die vremden vnd ir mage
vil gutlichen sint . enpfie
er vnd Gernot vnd ouch
ir beider man . ja gruzten
si die degen . als ez nach eren
was getan .
Die golt varwen sætel
si brachten in daz lant
die zierlichen schilde vn
herlich gewant . durch des
wirtes liebe zv d' hochgezit

Eine Seite aus dem Nibelungenlied

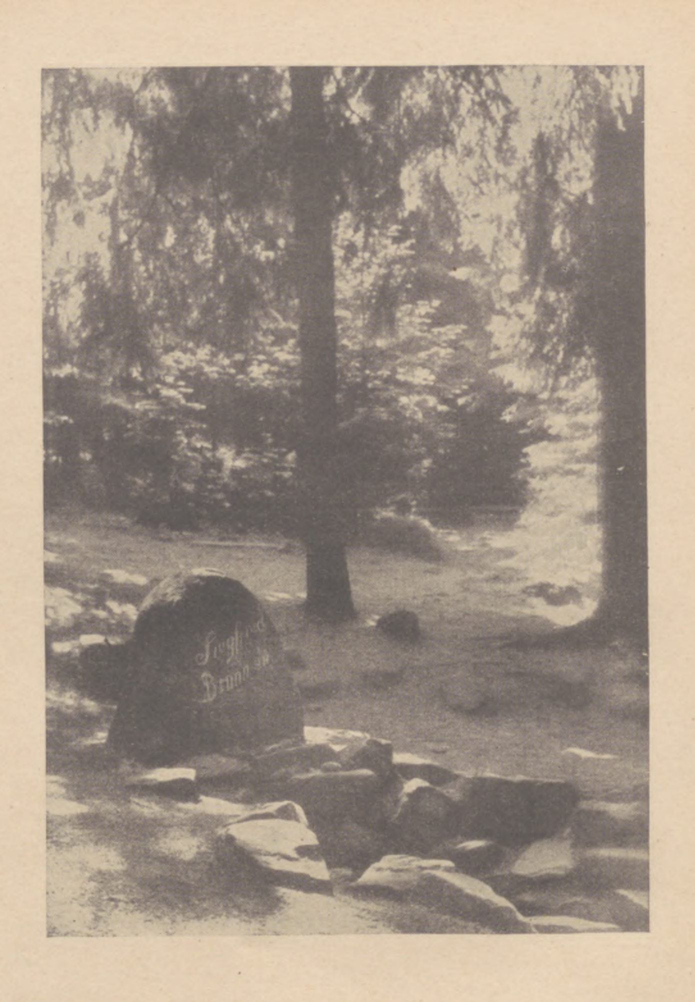
(Münchner Handschrift)



Xanten am Niederrhein, Siegfrieds Heimat



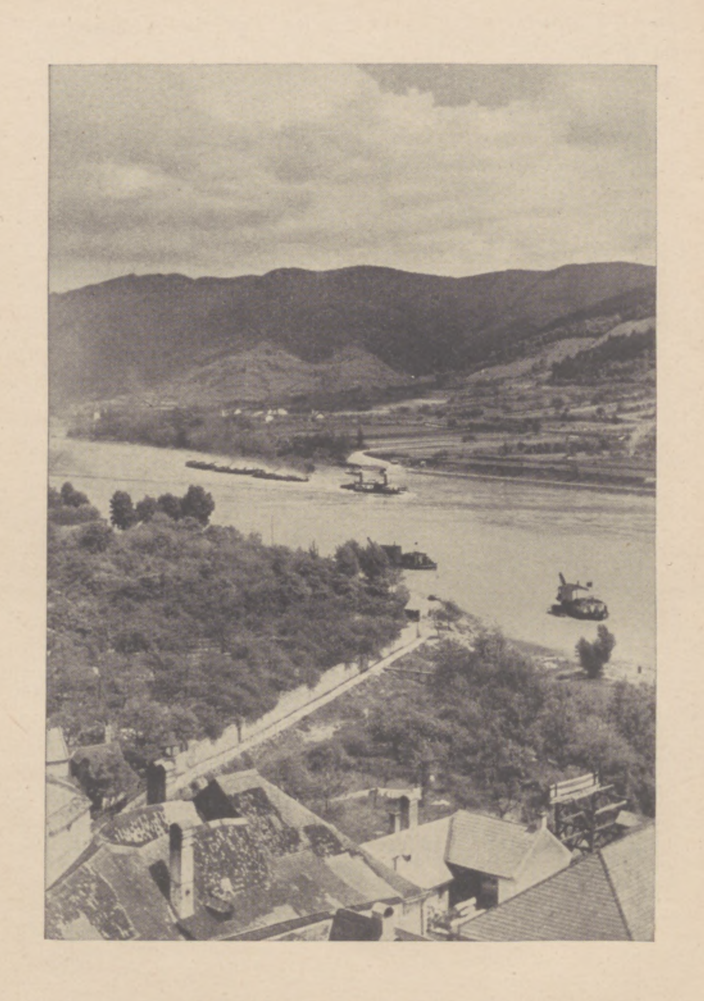
Der Siegfriedstein am Wormser Dom



Der Brunnen im Odenwald, an dem der Sage nach
Siegfried erschlagen wurde



Kloster Lorsch bei Worms, die Begräbnisstätte Siegfrieds



Die Donau im Nibelungengrund

was es erträumt und ersehnt hat, alles, was ein Volk beweget und erfüllte, ging in diese Sagen ein, wurde in Liedern und Gesängen festgehalten, die früher selten oder niemals aufgezeichnet wurden und nur von Mund zu Mund, von Landschaft zu Landschaft gingen, sich immer wieder verwandelten und teilweise andere, neue Elemente in sich aufnahmen.



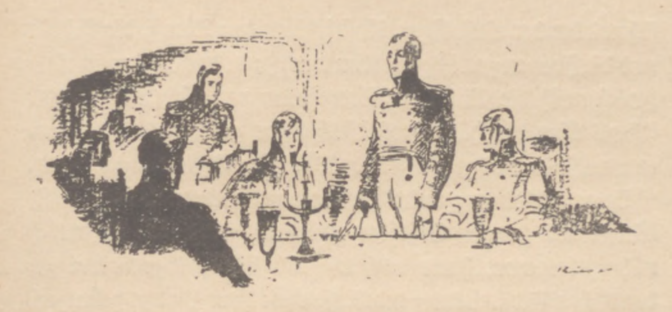
„Wie Krimhilde zu König Etzel geführt wird."

Miniaturbild aus der ältesten und einzigen illustrierten Nibelungenhandschrift von Hundeshagen

So wird es uns auch kaum in Erstaunen setzen, daß der landschaftlich-geographische Raum der Handlung nur ungenau umschrieben ist. Indessen wird allgemein Worms, die alte Hauptstadt des Burgunderreiches, als die Stadt der Nibelungen bezeichnet, und noch heute liegt am Wormser Dom ein gewaltiger Felsblock, der im Volksmund als Siegfriedstein bezeichnet wird. Es soll das jener Stein sein, den Siegfried bei den Kampfspielen mit den Burgunden geworfen hat und durch dessen Wurf er zeigte, daß er allen Mitstreitern an Kraft und Geschicklichkeit überlegen war. Als Siegfrieds Ruhestätte aber wurde Kloster Lorsch bei Worms festgestellt, während die heutige Stadt Xanten am Niederrhein als seine Heimat gilt. Den Zug der Nibelungen an Etzels Hof aber haben wir uns als einen Zug der Donau entlang zu denken, so daß das heutige Pöchlarn in Niederösterreich mit dem Sitz Rüdigers von Bechlarn gleichbedeutend ist, wie ja auch die Stromstrecke zwischen Linz und Bechlarn heute noch die Donau im Nibelungengrund genannt wird.

Wir sehen also, es ist ein großes Stück des alten deutschen Schicksalsraumes zwischen Rhein und Donau, das eigentliche Mitte-Land des europäischen Kontinents, den wir uns als Raum der Handlung unseres größten deutschen Volksepos vorzustellen haben. Aber die Landschaft des Liedes bleibt, so viel man auch Einzelheiten erspüren mag, doch eine mythische Landschaft. Gewiß, es ist eine menschliche Landschaft, aber es ist auch eine übermenschliche, eine Schicksalslandschaft, wie auch die Gestalten als solche der Sage und dem Mythos angehören. Denn es ist letztlich der deutsche Mensch und das deutsche Schicksal, die durch dieses Epos unmittelbar an unsere Seele rühren.

Aufnahmen von Max Löhrich, Leipzig



Das Fest zu Paris

Von Wolfram Brockmeier

Mit Zeichnungen von Fritz Busse

Daß gläubige Liebe Berge zu versetzen vermag, dafür kann man wohl mehr als ein Beispiel anführen, seit menschliche Herzen füreinander erglühen; keineswegs alltäglich dagegen scheint das Schicksal eines österreichischen Liebespaares: durch Hunderte von Meilen getrennt zu sein, dennoch aber zur gleichen Stunde des gleichen Todes zu sterben.

An jenem Juniabend des Jahres 1810, da Paris noch durchflutet war von festlichem Schall, von flackerndem Licht und dem Gelärm einer trunken jubelnden Menge, saßen in der kleinen Garnisonstadt L. an der Donau die Offiziere des dort stationierten Dragonerregimentes beisammen und feierten die Vermählung Napoleons mit der neunzehnjährigen habsburgischen Prinzessin Maria-Louise.

Es war bereits scharf getrunken worden, da es oft gegolten hatte, das Glas auf das Wohl und die Gesundheit der neuen Kaiserin von Frankreich zu leeren, und auch manch anderer guter Trinkspruch war gefallen. Später dann, nachdem man

sich wieder der einhelligen Ansicht über den Dienst, die Pferde und die Frauen gewiß geworden war, hatte das allgemeine Gespräch rasch die Bahn des Gewohnten verlassen, war unversehens über die Hürde des Alltäglichen gesetzt und unerwarteterweise in das große Feld des Übersinnlichen ausgebrochen.

Je nach Meinung und Temperament hatte man das dunkle Gebiet des zweiten Gesichtes attackiert, ohne ihm wesentlich näherzukommen, hatte auch die Möglichkeit irgendeiner gedanklichen Fernwirkung umkreist, ohne zum Ziel zu gelangen, bis endlich der alte Oberst B. die lockeren Zügel des Gesprächs wieder ergriffen, es elegant zurückgelenkt, den Rittmeister von H. mit der Gute-Nacht-Rede beauftragt und damit der nächtlichen Stunde zu ihrem Recht verholfen hatte; denn zum drittenmal schon hatten die Ordonnanzen die Leuchter, die ein glücklicherer Krieg als der eben beendete dem Regiment als Beute eingebracht, mit neuen Kerzen bestückt. Zwar glühte in den Gläsern noch der schwere Wein, doch dunkelten schon auf dem verschobenen und zerknitterten Tafeltuch feuchte Kreise.

Den Ball, den ihm der Chef des Regiments so unversehens zugeschnellt hatte, rasch aufgreifend und erfassend, gedachte nun der Rittmeister von H. nochmals des bedeutsamen Anlasses ihres Liebesmahles, zuvor aber streifte er in rascher Wendung die Gründe der Niederlage des Vaterlandes, erwähnte aber auch die Ehrung, die der alten Fahne des Regimentes von dem siegreichen Gegner widerfahren war. Doch da er auf den Gesichtern der Kameraden allzu deutlich die Zwiespältigkeit der Erinnerung gewahr wurde, wechselte er das Thema und ließ mit der Gewandtheit eines Beherrschers der geistigen Laterna magica nunmehr das Bild der französischen Hauptstadt und des Jubels, der sie in dieser Stunde wohl bewegte, vor ihnen erstehen.

Konstantin von H. war der geschickteste Reiter und der elegante Causeur des Regiments, und da man wußte, daß er jedes Pferd und jeden Satz kunstgerecht aufzuzäumen, fest zu zügeln und in den richtigen Stall zu lenken verstand, so hörte man ihm ohne das starke Interesse zu, das stets durch die Möglichkeit einer Fehlleistung erweckt wird. Lässiger, als es das Reglement und die Anwesenheit des Kommandeurs wohl eigentlich erlaubt hätten, lehnten die Offiziere mit geröteten Köpfen und geöffneten Kragen in ihren Sesseln, freuten sich der Kühlung, die durch die hohen Fenster hereinfloß, und lauschten halb auf die Rede des Rittmeisters, halb auf die an- und abschwellenden Töne des späten Karussells und die verworrenen Geräusche des unfernen Rummelplatzes, auf dem das Volk nach seiner Weise an der hochfürstlichen Vermählung teilnahm.

Da aber, als der Rittmeister von dem rauschenden Ball erzählen wollte, der zu dieser Stunde den Festsaal des Fürstlich Schwarzbergschen Palais in Paris erfüllte, war er jäh zusammengezuckt, hatte sich mehrmals versprochen und mit einem maßlos erschreckten Blick in irgendeine Ferne und gleichsam durch die Wände hindurchgeblickt. Die Kameraden waren aufgefahren aus ihrer Verträumtheit, aber die Wolken des Weines wogten noch in ihren Köpfen; keiner begriff, was den Rittmeister so erschüttert hatte.

Der lehnte noch an der Tafelkante, hatte die eine Hand in das Damasttuch gekrampft, die andere aber wie zur Abwehr in der Richtung seines Blickes erhoben und stammelte mit einem Mund, der ihm nicht mehr zu gehorchen schien, immer die gleichen Worte.

„Bei Gott, Gräfin, Sie ... stehen ja ganz in Flammen ...!" wollten die ihm zunächst Sitzenden herausgehört haben, wie

sie später verrieten, und es scheint, daß sie wohl recht gehört haben, auch wenn sie es nicht verstanden.

Plötzlich war die Starre von Konstantin gewichen, und er hatte, gerade als die Kameraden sich um ihn bemühen wollten, den begonnenen Satz an jener Stelle weitergeführt, an der er ihn unterbrochen hatte. Ein kurzer Beifall war gespendet worden, doch da keinerlei Fröhlichkeit wieder aufkommen wollte oder sich wenigstens nicht halten konnte, hatte das Fest ein rasches Ende gefunden.

Etwas unsicher zwar, doch zu jeder gewünschten Hilfe bereit, hatten die Kameraden gewartet, ob Konstantin einen auffordern würde, ihn nach Hause zu geleiten; als aber nichts dergleichen erfolgte, sondern er mit dem gewohnten „Servus, Kameraden!" die Hand an den Helm legte und sich zum Gehen wandte, hatten auch sie den Heimweg angetreten.

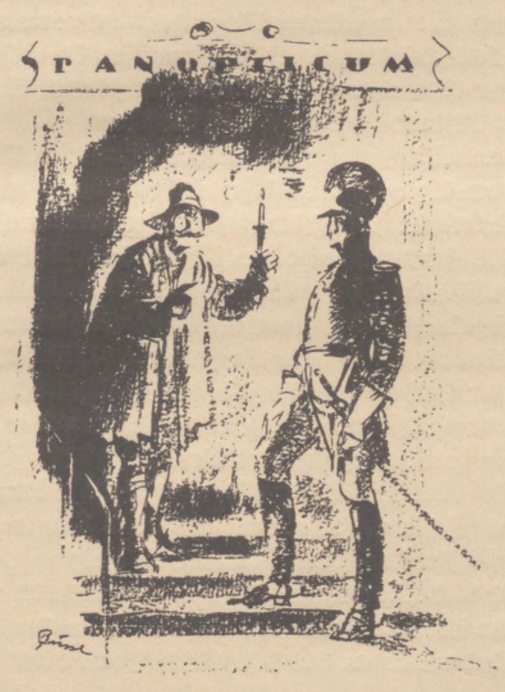
*

Da ihm der Kopf vom Wein und von einer unerklärlichen Müdigkeit schmerzte, hatte Konstantin, um sich noch ein wenig zu lüften, den Weg über den stillgewordenen Rummelplatz genommen. Die Zelte der Schausteller tauchten als helle Flecke aus der Dunkelheit und vergilbten rasch hinter ihm. Als er aber das kleine Fenster eines Wohnwagens noch erleuchtet fand, trat er näher, blieb stehen und las das Schild, auf dem die Wachsfiguren sämtlicher Potentaten, ja selbst die des Sultans und auch die des Hohen Adels nebst einiger historischer Personen von Stande als Sehenswürdigkeit angepriesen waren.

Der Rittmeister, den irgendein dunkles Gefühl anwehte und erschauern ließ, klopfte an die Wand des Wagens. Ein Mann trat heraus, mit einem Knüppel bewaffnet, als ob er dem nichtsnutzigen Unfug von Buben wehren sollte, doch da er den

Offizier erkannte, verneigte er sich tief und sprudelte ihm eine Flut italienischer Begrüßungen entgegen. Dann holte er, auf ein kurzes Wort und einen herrischen Wink des Rittmeisters hin, ein Windlicht, öffnete die Tür des Figurenkabinetts und trat respektvoll zur Seite. Eine Weile noch sah er den Schein des Lichtes in dem Gang geistern, dann setzte er sich auf die Stufen der Wagentreppe, liebkoste das Geldstück in seiner Tasche und bedachte die seltsamen Wünsche mancher großen Herren.

Der Rittmeister aber war indes die Reihe der Figuren entlanggeschritten, hatte bei jedem Kopf das Windlicht erhoben, damit sein Schein voller auf die Züge der Dargestellten falle,



und war mit einem mißmutigen Kopfschütteln weitergegangen, als ob er nicht finde, was er suche. Dort aber, wo die Abbildungen des Adels der österreichischen Monarchie Aufstellung genommen hatten, verharrte er, ein beglücktes Lächeln in den Augen und um die Lippen. Einen Schritt näher trat er zu der zierlichen Gestalt hin, über deren Gesicht das Flackern des Lichtes einen Schein von Leben breitete, und küßte sie zart auf den Mund.

Vom Tod des Ertrinkens Gerettete wissen zu berichten, daß in der kurzen Spanne zwischen dem Ende und dem Anfang des neuen Seins sich nochmals alle Geschehnisse ihres Lebens zusammenballen, in rasender Eile eins das andere verdrängend und doch jedes deutlich und scharf umrissen. So auch geschah es dem Rittmeister von H., als eine ungekannte Welle von Zärtlichkeit und Gefühl sein Herz überflutete.

Vor drei Jahren war er in Wien der jungen Gräfin Elisabeth von C. zum erstenmal begegnet, hatte sich rasch und völlig an sie verloren und sich der großen Schar ihrer Verehrer eingereiht, ohne daß sie, wie es den Anschein hatte, Notiz von ihm nahm. Auf einem Hofball aber hatte er ihr seine Liebe auf eine Weise gestanden, die wohl manches Mädchenherz verwirrt hätte. Während eines Tanzes, als er gewahrte, daß ihr helles Haar von den Leuchtern und Spiegeln so durchglänzt wurde, daß es wie eine Gloriole um ihr süßes Gesicht lohte, war er jäh und mitten im Schwung stehengeblieben.

„Bei Gott, Gräfin, Sie glühen ja!" hatte er bewundernd hervorgestoßen und leiser dann, mit einem Unterton unfaßlichen Erschreckens: „Sie ... brennen ... ja!"

„Und ich ... entflamme Sie nicht, Konstantin?"

Nun blickte Konstantin das wächserne Bildnis an, lächelte und hob von neuem das Licht. Elisabeth würde bald von der

Vermählungsfeier aus Paris zurückkehren; nur dieses eine Fest, das letzte, bei dem österreichischen Gesandten wollte sie noch verschönen helfen. Eine Woche vielleicht oder auch zehn Tage konnte es noch dauern, dann aber ...



Es wird keiner erfahren, ob die Seele des Rittmeister Konstantin von H. wirklich in diesem Augenblick fern in Paris an einem Geschehen teilnahm und so mit Schrekken geschlagen wurde, daß auch der Leib vergehen mußte.

Als der Besitzer des Figurenkabinetts, von einem dumpfen Fall und dem Klirren von Glas erschreckt, herzueilte, schlugen ihm züngelnde Flammen entgegen. Genährt von den zundertrockenen Gewändern und dem schmelzenden Wachs breiteten sie sich übermächtig um den Körper des Rittmeisters aus.

Reitende Kuriere brachten drei Tage später die Nachricht, daß bei dem Schlußball des Fürsten Schwarzenberg eine wehende Gardine Feuer gefangen habe und der ganze Festsaal niedergebrannt sei.

Unter den Toten war die Gräfin Elisabeth von C.



Der Andere

Von Josef Mühlberger

Zeichnungen von Robert Kraus

Wie soll ich den Holzarbeiter Friedrich Wichtrei beschreiben, ehe ich von ihm erzähle? Die Holzarbeiter sehen einander alle ähnlich: sie haben dieselben zerfurchten, braunen Gesichter mit der gegerbten, funkelnden Haut, dieselben schweren Arme, die wie Äste herabhängen, denselben breiten, watenden Gang. Der Wald — seine scharfe Luft, seine Kälte, seine modrige Feuchtigkeit, seine Wildheit und Verlorenheit — der Wald hat sie sich angeeignet, wie er eine Hütte, die an seinem Rand steht, mit Moos bewachsen läßt und zu einem lebendigen Stück seiner

selbst macht. Darum sehen die meisten Holzarbeiter drohend und verwegen wie Unholde aus; die Kinder erschrecken vor ihnen, wenn sie ihnen beim Beerenklauben oder Schwämmesuchen begegnen. Im Gasthaus, wenn sie schon einmal dorthin kommen, sitzen sie wie Fremde unter den Dörflern. Sie sprechen wenig und haben unruhige, scharfe Blicke.

Vielleicht ist an den Rock des Wichtrei zu erinnern. Er besteht aus vielen bunten, dicken und dünnen, großen und kleinen Flecken. Es ist wohl auch einmal ein ganzer Rock gewesen, vielleicht hat er ihn geschenkt bekommen oder schon vom Vater geerbt. Von dem eigentlichen Rock ist jetzt kaum mehr etwas übrig. Wenn Wichtrei im Wald unter einem Strauch die weggeworfenen Fetzen von einem Landstreicher findet, nimmt er sie mit nach Hause; sein Weib kocht sie aus, wäscht sie und flickt damit den Rock.

Aber auch dieser Rock ist nichts Seltsames; die meisten Waldarbeiter haben solche Röcke. Schließlich werden die Flecke grau und braun und sehen aus wie harte Baumrinde.

*

Sie haben den ganzen Sommer in den Felsen über dem Kühberg gefällt. Es ist eine schwere und gefährliche Arbeit gewesen.

Eine schwere und gefährliche Arbeit — das ganze Leben Wichtreis ist damit ausgefüllt. Es ist kein leichtes Fällen und Verladen in diesem Felsenwirrwarr!

Bei der Vesper fragt er den Bittnerförster, ob er sich den Baumstock oben am Felsen holen dürfe; aus dem ließe sich ein schöner Haufen Holz hacken.

Das stünde doch gar nicht für die Arbeit, meint der Förster.

Der Stock sei von dort oben gar nicht herunterzuholen oder nur überaus beschwerlich.

Wichtrei schaut nach dem Felsen, der grau aus dem Rodland ragt und höher als alle andern rundherum ist. Darauf kauert der Stock, er sieht mit seinen ausgerissenen Wurzeln wie ein sagenhaftes Tier aus.

Wichtrei wird zur Arbeit zurückgerufen. Sie vermessen die herrlichen, gesunden, kraftstrotzenden Stämme. Dreißig Jahre hat Wichtrei solche Stämme gefällt, geschält, vermessen, geriest und verladen. Er hat die Stämme lieb, er redet manchmal mit ihnen, er streichelt sie beim Vermessen. Er liebt die Kraft, die in ihnen wohnt. Früher hat er sich gewünscht, seine Kinder möchten wie diese Stämme werden. Er muß wegschauen, wenn sie knirschen, fallen.

Und was denn der Stock da droben kosten würde.

„Für Euch die halbe Taxe", gibt der Förster zurück. „Aber die Schinderei steht doch wirklich nicht davor!"

Es wäre schade drum, wenn der Stock verfaulen täte, meint Wichtrei.

Am Abend, nach der Arbeit, geht er mit Beil, Säge und Stricken los. Er zieht aus, als gälte es, ein wildes Tier einzufangen. Der Weg zu dem Felsen führt durch wirren Wald, der Aufstieg ist beschwerlich. Wichtrei ist mit dabeigewesen, als sie den Baum gefällt hatten. Eine Kiefer ist es gewesen. Sie war in die Tiefe getaumelt, hatte sich zwischen den Felsen eingeklemmt und mußte erst mit Stricken hochgerissen werden, ehe sie sie herunterlassen konnten.

Wichtrei legt den Strick um den Stock und verknotet ihn an einem Felsvorsprung. Der Stock darf nicht in die Schlucht fallen! Er sägt die Wurzeln an und schlägt sie mit dem Beil vollends durch.

Noch immer rührt sich der Stock nicht. Hält sich noch eine Wurzel verborgen? Wichtrei scharrt mit seinen steifen Fingern den wenigen Ackerboden weg, der da oben auf dem Felsen liegt. Er findet zwei dünne Wurzeln, die den Stein umklammern und sich in einer Fuge festbeißen. Er schlägt darauflos, das Beil klirrt gegen den Fels.

Der Stock rutscht, legt sich zurück, und das Seil spannt sich an. Jetzt gilt es nur noch, den halb herabgeglittenen Stock wieder hochzubringen, um ihn an der flachen Seite herunterzurollen. Wichtrei stemmt sich ein und reißt den Strick an. Langsam hebt sich das spitzstruppige Ungetüm über den Felsrücken.

Da ist es, als begänne von der andern Seite, aus der Tiefe, ein anderer zu ziehen. Wichtrei stemmt sich und legt sich weit zurück. Der drüben aber zieht fester. Der Stock rührt sich nicht und liegt eine Weile reglos. Da tut der andere einen kleinen Ruck, Wichtrei kann die Hand nicht so schnell aus der Schlinge ziehen, der Stock saust in die Tiefe und zerrt Wichtrei hinter sich her.

Erst am nächsten Abend finden die Leute den toten Wichtrei in den Wurzeln des Stockes im Abgrund unter dem Felsen liegen. Man redet von einem Unfall. Aber es ist der Tod des Holzarbeiters Wichtrei gewesen! Er hat sich mit ihm geneckt und ihn in die Tiefe gezerrt.

Als drunten in der Wekelsdorfer Kirche die Begräbnisglocken zu läuten beginnen, steht jener zwischen den wilden Felsen auf, reißt einen Baum aus, schultert ihn, daß die Wurzeln hoch über ihn hinausragen, und geht als erster vor dem Leichenzug, noch vor dem Mann, der das Kreuz voranträgt. Er hat kein feierliches Kleid an wie der Kreuzträger oder die Ministranten oder gar der Pater, er trägt

den Rock des Wichtrei, der aus lauter Flecken zusammengenäht ist.

Niemand hat ihn gesehen. Und doch ist er bis zum Grabe mitgegangen. Als der Pater dem Weib des Wichtrei die Schaufel hinreicht, greift der andere danach und schaufelt dreimal Acker in das offene Grab, als ob er eine bloßgelegte Wurzel mit Erdreich zuschütten wollte.



Made in England

Kleine Geschichten vom englischen Spleen

Von C. G. v. Maassen

Man sagt, die Sonderlinge stürben aus, aber da irrt man sich. Wenn es auch heute weniger Sonderlinge gibt, als es gestern noch gab, so werden übermorgen dafür ihrer um so mehr sein. Denn die Menschen bleiben sich immer gleich, nur ihr Kostüm ändert sich. Auch die Schrullenhaftigkeit kleidet sich nach der Mode. Und da dauert es oft ziemlich lange, bis man den Narren hinter seiner neuen Maske erkennt. Im Grund aber sind sie sich alle gleich geblieben, diese eigenartig verschrobenen Herren. Wer mit offenen Augen herumwandert, wird sie bald erspähen im Kino, im Auto, im Kaffeehaus. Einige Gegenden sind reicher an ihnen als andere. Besonders gut gedeihen diese seltsamen Gewächse im Nebel, dort wo die Konturen der Gegenstände verschwimmen, wo die Luft grau in grau malt. Je weiter man nach Norden fährt, um so häufiger stößt man auf sie. Das Paradies der Sonderlinge ist England, selbst heute noch, im Zeitalter der Maschine. Je weiter man jedoch in die Zeit zurückgreift, um so prächtiger, bunter und barocker werden die Exemplare. Sehr ergiebig ist da das philosophische Jahrhundert, wie man das achtzehnte mit Fug und Recht bezeichnet hat. Wir wollen mit ein paar Proben aufwarten:

Da gab es einen Lord Montague, der seiner Bizarrerien wegen weit berühmt war. Auferzogen im größten Wohlleben, betreut durch die liebevolle Behandlung, vertauschte er bereits als Knabe den väterlichen Palast mit dem rußigen Kamin, das heißt, er wurde Schornsteinfeger. Harte Kost, schmutzige

Kleidung, ja selbst Schläge waren ihm willkommener als die zärtliche, sorgsame Pflege seiner Eltern. Neun Monate lang lebte er unerkannt als Kaminkehrerlehrling in London. Als man ihn endlich entdeckt und wieder nach Hause gebracht hatte, entwischte er nach kurzer Zeit von neuem und ging als Schiffsjunge nach Lissabon. Dann durchquerte er als Knecht eines Maultiertreibers halb Spanien. — Als Gegenstück zu ihm können wir einen andern Engländer namens Bamfield anführen, der ebenfalls aus einer vornehmen, alteingesessenen Familie stammte. Er entlief als Knabe der Schule zu Eaton und ließ sich unter eine Zigeunerbande aufnehmen, bei der er sich ein ganzes Leben hindurch aufhielt. Alle Versuche, ihn dieser Lebensart zu entreißen, blieben vergeblich. Damals aber spukten den Schuljungen noch keine Indianergeschichten und keine Abenteurerromane im Kopfe, wenigstens nicht in dem Maße wie hundert Jahre später.

Ein Mann namens Archer wurde durch eine andere Schrulle berühmt. Obwohl er ein schönes Landhaus in der Grafschaft Essex besaß und dabei über zehntausend Pfund jährlicher Einkünfte verfügen konnte, bewohnte er ein kleines bescheidenes Häuschen zu London und ließ seine prächtige Besitzung verkommen. Zwanzig Jahre ließ er sie leerstehen. Nach seinem Tode sandte seine Tochter, Mistreß Houblon, welcher die Erbschaft zufiel, einen Baumeister dorthin, es in Augenschein zu nehmen. Der Bericht lautete phantastisch genug. Die Gartenpforte wie die Haustüre waren achtzehn Jahre lang nicht einmal geöffnet worden. Der Vorgarten war eine Wildnis von Brennesseln, Disteln und anderem hochwuchernden Unkraut. Durch den Hausgang vermochte man wegen des dichten Gewebes von Hunderten von Spinnetzen nicht hindurchzukommen. Krähen und Elstern hatten überall ihre Nester gebaut, und

den großen Gesellschaftssaal bewohnten die Eulen. Es gab Zimmer, die sogar dreißig Jahre lang nicht geöffnet worden waren. Seit fünfundzwanzig Jahren nisteten Tauben in der großen Bibliothek, die mehrere tausend Bände zählte. Die Vögel flogen durch eine zerbrochene Fensterscheibe ein und aus. Sie hatten Möbel und Bücher mit einer dicken Mistkruste überzogen. Ein berühmter Naturforscher, der zufällig bei der ersten Besichtigung des Hauses zugegen war, versicherte begeistert, noch niemals in seinem Leben so prachtvolle Spinngewebe gesehen zu haben. Sie zogen sich durch das ganze Zimmer vom Boden bis zur Decke. Im Keller fand man einen großen Vorrat an Wein, Bier und Spirituosen. Die Getränke hatten sich vortrefflich entwickelt, der Portwein war geradezu hervorragend zu nennen. In den Teichen des Gartens fand man Fische von erstaunlicher Größe vor, denn seit undenkbaren Zeiten war hier niemals mehr gefischt worden.

Auch dieser Sonderling hat ein Gegenspiel in einem Landsmann, der ein schönes Gut mit herrlichen Waldungen geerbt hatte. Aber er besaß die Marotte, daß in seinem Wohnhause nicht das geringste ausgebessert werden durfte. Die Folge war, daß man bald in keinem Zimmer mehr Schutz gegen Wind und Wetter finden konnte. Da die Fenster undicht wurden, einzelne Scheiben zerbrachen, das Dach beschädigt war, so konnte der Regen ungehindert eindringen, der im Verein mit dem Schmutz, den die Leute ins Haus trugen, dieses niemals trocken werden ließ. Die Dielen faulten, und alle Gegenstände waren mit Schimmel überzogen. Alle Einwände der Gattin vermochten den Starrsinn dieses seltsamen Kauzes nicht zu brechen. Dabei war nicht Geiz die Ursache seines eigenartigen Betragens, denn er war mitleidig und gab an die Bedürftigen reiche Almosen. Er duldete es auch nicht, daß in seinen Wäldern

ein Baum gefällt wurde. Alle Vorstellungen des Forstpersonals, wie schädlich dieses Verbot für das Wachstum der Bestände sei, fruchteten nichts. Ein einziges Mal bewog ihn ein sehr hohes Geldgebot, die Erlaubnis zum Fällen einer Eiche zu geben. Aber gleich darauf reute ihn schon der Handel, und seine Freude war grenzenlos, als er am folgenden Tage die Eiche um fast die doppelte Summe wieder zurückkaufen konnte. Trotz seiner ungesunden Behausung wurde dieser Mann über achtzig Jahre alt.

Ein Sonderling von bedeutenderem Ausmaß als alle vorhergenannten war der Lord Beckford (1760—1844), der ein jährliches Einkommen von drei Millionen hatte. Damit konnte er eine der kostbarsten Sammlungen von Kunstgegenständen zusammenbringen, welche die Welt je gesehen hatte. All diese Schätze barg die berühmte Fonthill-Abbey, die ihr Besitzer nebst gesamtem Inventar im Jahre 1822 öffentlich versteigern ließ. Allein die dazugehörige Bibliothek war von unerhörtem Wert. Eine Eigentümlichkeit dieser Besitzung, die durch eine zwölf Fuß hohe Parkmauer von der Außenwelt abgeschlossen war, bestand in einem mächtigen Turm, der aber, da nachts bei Fackelschein gebaut, bald wieder einfiel. Kenner von subtiler Literatur wissen, daß Beckford im Alter von zwanzig Jahren einen Roman „Vathek" geschrieben hat, in welchem ebenfalls ein phantastischer Turm eine hervorragende Rolle spielt. Beckford hatte geradezu einen Turmspleen, denn auch später, als er nach Bath übergesiedelt war, ließ er abermals einen ganz seltenen Turm erbauen, dessen Dach eine genaue Kopie der „Laterne des Diogenes" gewesen sein soll. Der bekannte Weltreisende, Fürst Pückler-Muskau, besichtigte ihn zur Weihnachtszeit des Jahres 1828 und berichtet darüber: „Der Turm ist noch unvollendet, sehr hoch und steht in der offenen grenzenlosen Einsamkeit einer Bergebene wie ein Gespenst da."

Pückler erzählt auch von den grotesken Spazierritten dieses extravaganten Menschenfeindes und gibt dazu eine drollige Anekdote zum besten. Als Beckford noch in Fonthill wohnte, plagte einen benachbarten Lord die Neugierde, einen Blick in diese allen Menschen unzugängliche Einsiedelei zu tun. Er legte nachts eine Leiter an die Parkmauer und stieg hinüber. Man entdeckte ihn und führte ihn vor den Schloßherrn, der ihn — nach Kenntnisnahme seiner Person — wider Erwarten sehr höflich aufnahm, am nächsten Morgen überall herumführte, um sich dann ritterlich von diesem doch durchaus ungebetenen Gaste zu verabschieden. Der beglückte Besucher wollte die Besitzung nun auf dem gebräuchlichen Wege verlassen, aber er fand alle Tore verschlossen. Als er daraufhin ins Schloß zurückkehrte und Hilfe erbat, wurde ihm mitgeteilt, der Lord ließe ihn bitten, da wieder hinauszugehen, wo er hereingekommen wäre. So blieb dem Beschämten trotz allen Protestes nichts anderes übrig, als seine Leiter wieder zu suchen, um auf die alte Weise wieder ins Freie zu gelangen. Dabei soll er mit lauten Verwünschungen nicht gespart haben.

Beckford lebte mit den Menschen nur auf konventionellem Fuße. Sich ausschließlich auf den äußeren Anstand beschränkend, nahm er sie nur als Staffage für seinen Prunk. Freunde, einen vertraulichen Verkehr mit ihnen, kannte er nicht. Er blieb einsam, baute Paläste und sammelte Schätze von märchenhaftem Werte. Als Fonthill verkauft war, hielt er sich eine Zeitlang verborgen in einer Londoner Vorstadt auf. Hier besuchte er tagtäglich den Garten eines Blumenzüchters, dem er wöchentlich fünfzig Guineen bezahlte für die Erlaubnis, während seiner Spaziergänge zwischen den Beeten so viel Blumen abpflücken zu dürfen, als es ihm beliebte.

A ist nicht gleich A

Kriminalgeschichte von Edmund Finke

Die Geschichte flog nur dadurch auf, daß der Steward Steffen Macquire, der die Kabinen I. Klasse von 41 bis 50 auf dem Luxusdampfer „Halifax" der P. & O. Steam Navigation Co. versorgte, gerne Kriminalromane las und die ihm anvertrauten Passagiere weniger auf ihre natürlichen Eigenheiten als auf die kriminologische Typenlehre hin beobachtete, die er sich mit Hilfe des Herrn Ellery Queen und der Frau Agathe Christie zurechtgelegt hatte.

Steffen Macquire war, als der Steamer die Freiheitsstatue passierte, bereit zu schwören, daß Charles Lambs nicht Charles Lambs war. Denn er hatte den Mann beobachtet, als er in Hoboken die Kabinentür von Nr. 47 öffnete und für viereinhalb Tage von seinen teuer bezahlten vier Wänden Besitz ergriff. Nr. 47 war laut Passagierliste für einen gewissen Mr. Lambs aus Chikago, Farben en gros, reserviert. Personbeschreibungen werden nur in seltenen Fällen der Passagierliste beigefügt, demnach lag es ganz allein am Steward, zu behaupten, Lambs sei nicht Lambs, da niemand sich um diesen Mann kümmerte und gekümmert hatte von dem Augenblick an, als er dem Zahlmeister die Schiffskarte vorwies, einem Angestellten, der selbstverständlich auch nur das Papier und nicht den Menschen ansah.

Während des Dinners durchstöberte Macquire die Kabine; die Luke stand offen, und eine Möwe strich mit niederträchtigem Gekreisch über die Wogen, die sechs Meter tiefer dunkelgrün an der Außenhaut aufschäumten, die mit guten Nieten an den Spanten der „Halifax" befestigt war. Macquire schob

sich durch die Luke, bis er mit halbem Oberkörper über Bord hing. Er suchte nach Spuren, fand aber nichts. Er meldete seine Beobachtungen dem Captain, wurde aber hinausgeworfen, da der Obersteward Macquires Marotten kannte. Er ließ es sich nicht verdrießen und setzte sich durch den Bordfunker, den er beschwatzte, mit New Scotland Yard in Verbindung, was ihn, bei ermäßigtem Tarif, zwanzig blanke Dollar kostete. Macquire war zwar Schotte, allein sein Jagdeifer und sein Gerechtigkeitssinn siegten über die angeborene Sparsamkeit. Lambs war nicht Lambs, das konnte er vor jedem Menschen, der guten Willens war — und darauf kam es an — beschwören.

*

Als die „Halifax" in Southampton anlief, standen H. L. Paine, der technische Dezernent New Scotland Yards, und Inspektor Borden am Pier und nahmen sich zum größten Ärger des Captains, des Zahlmeisters und des Oberstewards sowohl Macquire als auch Lambs liebevoll vor, untersuchten und beäugten Lambs und redeten dem Steward grimmig ins Gewissen.

Das vom Polizeipräsidium Chikago eingeholte Fernlichtbild und die Personbeschreibung Lambs stimmten ungefähr, aber auch nur ungefähr mit dem Original überein. Mr. Lambs war zwei Zentimeter kürzer, als er sein sollte, die Nase war leicht gebogen anstatt gerade, kurz, nicht einmal Borden hätte ein Haar in der Suppe gefunden, wenn sich Macquire nicht so aufgeregt gebärdet hätte. „Er ist es nicht. Er hat einen andern Gang. Und wenn er ihm auch ähnlich ist, so zeigen seine Züge doch einen ganz andern Charakter als jene des Mannes, der in Hoboken an Bord kam. Der andere sah be-

häbig und offen drein, dieser Mr. Lambs hingegen hat einen verschlossenen, vorsichtigen Ausdruck im Gesicht, der mich sofort an Irvine, den Hunderttausend-Dollar-Defraudanten, erinnerte, der auch hier in Southampton geschnappt wurde."

Lambs grinste zynisch: „Der Mann ist ein Narr. Sie sollten ihn in ein Sanatorium für mißratene Sherlock Holms bringen, zuerst ins Bad und dann auf ein paar Tage in eine gute Zwangsjacke stecken!"

H. L. Paine sah sich Herrn Lambs genauer an. Herr Lambs gefiel ihm nicht. Er nahm Herrn Lambs den goldenen Chronometer ab, der in seiner rechten unteren Westentasche steckte. „Ist das die Uhr, die Sie immer bei sich tragen? Bei der Arbeit und beim Vergnügen, im Geschäft und während Ihrer Mußestunden, wo immer Sie sich gerade aufhalten?"

Herr Lambs machte ein dummes Gesicht, denn er konnte mit dieser sonderbaren Frage nichts anfangen. „Ja. Gewiß. Ich trage diese Uhr seit fünfzehn oder sechzehn Jahren am Leibe und bei Nacht hängt sie neben meinem Bett, denn ... hm ... sie hat ein Leuchtzifferblatt und man kann auch nachts die Stunden ablesen ... Aber ..."

„Ihre Dokumente, Mr. Lambs?"

Lambs legte seine Papiere vor. Sie waren in Ordnung. Weder in seiner Kabine noch in den Koffern oder in den Kleidern fand sich ein Beweis dafür vor, daß Lambs nicht Lambs gewesen wäre, oder daß außer ihm sich noch ein anderer in Nr. 47 aufgehalten hatte. Trotzdem fegte Paine mit einer Handbewegung alle Bedenken beiseite. „Sie sind Besitzer einer Farbwarenfabrik, Mr. Lambs? Besuchen Sie die Fabrikräume täglich, oder halten Sie sich nur in den Büros auf?"

„Na, hören Sie mal; es ist doch selbstverständlich, daß ich hinter allem her bin, soweit es mich angeht. Hinter den Arbeitern ebenso wie hinter den Clerks."

„Schön, Mr. Lambs. Ich finde keinen Anlaß, Sie in Haft zu nehmen, aber Sie werden so freundlich sein, uns nach London und zum Yard zu begleiten. Ich verspreche Ihnen, daß wir dort in einer halben Stunde fertig sein werden und daß Sie die höflichsten Entschuldigungen mit auf den Weg bekommen, wenn alles klappt und meine kleine Untersuchung negativ ausfällt."

Lambs protestierte formell, und soweit er es für angezeigt hielt, spielte er den Entrüsteten. Sein breites Stan-Laurel-Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an, als ob er bemüht wäre, sich einiger Dinge zu entsinnen, die augenblicklich von Wichtigkeit waren. Er streckte die Hand nach seiner goldenen Uhr aus, aber Paine ließ sie kühl in die eigene linke obere Westentasche gleiten. Lambs schüttelte den Kopf; er konnte nicht begreifen, was denn nun eigentlich mit dieser vertrackten Uhr los sein sollte.

Als sie Waterloo Station erreichten, schlug die große Glocke von der Abbey drei. Die Nachmittagssonne blinzelte über die Themse hin. Ein Taxi brachte die Herren über Westminster Bridge nach New Scotland Yard. Paine rief Herrn Weston von der Firma Weston & Sons, Farben en gros, Harley Mews, an, der versprach, sich in einer Viertelstunde in dem berühmten Zimmer Nr. 13, dem Amtssitz Inspektor Bordens, einzufinden. Sodann verschwand Paine mit der Uhr Lambs', der vorwurfsvoll den Inspektor ansah.

Als Mr. Weston anrückte, nahm Paine auch diesem ehrenwerten Mann die Uhr ab und verschwand damit gleichfalls in den weitläufigen Gängen des C. I. D., kehrte jedoch bald



Tibetanische Reiter

Zeichnung Werner Chomton, Linden-Verlag

wieder ins Zimmer Nr. 13 zurück. Nach zwanzig peinlichen Minuten brachte ein junger, fröhlich dreinschauender Mann beide Uhren zurück. Sie lagen jetzt in Holzschachteln auf Watte. Zwischen Deckel und Schachtelrand war je ein Zettel eingeklemmt, auf dem einige Daten zu lesen standen, die das Ergebnis einer mikroskopischen und chemischen Untersuchung enthielten.

Paine reichte Herrn Weston von der Firma Weston & Sons die Uhr zurück und dankte ihm für den kurzen Besuch. Dann wandte er sich an Mr. Lambs. „Sie sind nicht Lambs. Ich verhafte Sie unter dem Verdacht, Mr. Charles Lambs aus Chikago an Bord der ‚Halifax' beseitigt zu haben. Alle Äußerungen Ihrerseits können von nun an gegen Sie verwendet werden."

Der Mann, der bis jetzt Lambs gewesen war, grinste tückisch: „Und darf ich fragen, was diese verteufelten Uhren damit zu tun haben?"

„Das können Sie, Verehrtester. Die Uhr eines Müllers enthält Mehl, die eines Tischlers Holzstaub, die des Besitzers einer Farbwarenfabrik muß Farbenstaub enthalten. Es gibt keinen Uhrdeckel, der so dicht schlösse, als daß eine Uhr, die jahrelang getragen worden ist, nicht einen Beruf verriete, der mit besonders fein verteilten Staubpartikeln zu tun hat wie der eines Farbwarenfabrikanten. In Ihrer Uhr hingegen ist nicht ein Atom Farbenstaub, sondern nur ganz gewöhnlicher Straßen- und Bürostaub enthalten."

„Interessant", grinste der Mann, der Lambs geheißen hatte, „aber Sie hätten das, was ich befürchtet hatte, auch viel einfacher herausbringen können, wenn Sie meine Fingerabdrücke mit denen des echten Lambs verglichen hätten, die er unzweifelhaft auf seinen Dokumenten und Papieren, die ich bei mir trage, hinterlassen hat. Und Sie können ihn gleich mal

mittels Radiodepesche verständigen, daß er in die Centrestreet zum Neuyorker Polizeipräsidium gehen soll, um dort zu bezeugen, daß er lebt. Er hat nämlich am letzten Abend vor der geplanten Abreise bei Delmonico ein kleines Mädchen aufgegabelt ... hm, seine Frau in Chikago sieht derlei Seitensprünge nicht gern ... und nach Europa wollte er die Kleine auch nicht mitnehmen; was tut der Unglücksrabe? Er verständigt seinen alten Freund Murphy, der hier vor Ihnen steht und ihm ein bißchen ähnlich sieht, übergibt ihm Paß, Schiffskarte und Geschäftspapiere und läßt fünfe grad sein. Aber ich sagte gleich: ‚Junge, wenn das nicht schief geht, will ich 'n Besen fressen.‘ Er brachte mich noch an Bord und verschwand alsogleich. Dieser Idiot von einem Steward hat eine Detektivgeschichte draus gemacht. Sherlock Holms mit einem Tee-Ei im Schädel. Toll, nicht wahr, Inspektor?“



Aufn. Staatliche Bildstelle Berlin

Jörg Syrlin: Büste der cumäischen Sibylle im Ulmer Dom

Aus dem Bilderbuch des Lebens:

Jugend in Japan

Aufnahmen Fritz Henle-Mauritius



Kleine Japanerinnen erlernen das kunstvolle Schreiben mit dem Pinsel



Der Lehrer zeigt einer Schülerin, wie man einen Blütenzweig bricht



Geishas beim Einkauf von „Ghetas", den japanischen Tanzschuhen



Tanzende Geishas in einer Tanzschule in Tokio

Der Blick aus dem Fenster

Welt in uns und um uns

Materie bei Weltraumkälte

Von Prof. Dr. H. Wohlbold

Die tiefsten Temperaturen des Winters oder selbst der Eisgefilde in den Polargebieten, wo das Thermometer in Werchne-Udinsk in Sibirien bis auf — 65 Grad C sinkt, sind verhältnismäßig sehr harmlos im Vergleich zur furchtbaren Todeskälte des Weltenraumes. Man nimmt an, daß dort eine Temperatur von — 273 Grad herrscht, und das soll die größte Kälte sein, die überhaupt möglich ist. Diese Temperatur von — 273 Grad bezeichnet man als den absoluten Nullpunkt. Alle Stoffe vergrößern ihr Volumen beim Erwärmen und ziehen sich beim Abkühlen zusammen — die einen mehr und die andern weniger. Aber alle Gase haben den gleichen Ausdehnungskoeffizienten. Bei Abkühlung um je einen Grad verlieren sie $^1/_{273}$ ihres Volumens. Daher müßte — theoretisch — jedes Gas bei 273 Grad Kälte überhaupt verschwinden. Auf der Erde gibt es nirgends eine solche Temperatur, wenn sie nicht erst durch besondere Methoden künstlich hervorgerufen wird. Die Technik arbeitet schon lange mit abnorm tiefen Temperaturen, zum Teil mit solchen von mehr als 200 Grad unter dem Gefrierpunkt, die sie in Verbindung mit hohem Druck zur Verflüssigung von Gasen — Luft, Wasserstoff, Helium und so weiter — verwendet. In jüngster Zeit sind einzelne Physiker dem absoluten Nullpunkt schon sehr nahe gekommen — so nahe, daß jetzt der Kampf bereits nur noch um Bruchteile eines Grades geführt wird. Der holländische Physiker Kamerlingh Onnes erreichte noch kurz vor seinem Tod im Kälte-

laboratorium in Leiden in Holland durch eine besondere Behandlung des Heliumdampfes eine Temperatur von 0,82 Grad über dem absoluten Nullpunkt. Man bezeichnet diesen zum Unterschied von dem Gefrierpunkt des Wassers als „Null Grad Kelvin" oder 0 Grad K. Es sind also 0,82 Grad K soviel wie — 272,18 Grad C. Keesom brachte dann mit verbesserten Apparaten die Temperatur noch um ein geringes weiter herab, und de Haas kam endlich bis zu 0,08 Grad über dem absoluten Nullpunkt — er hat diesen also schon fast erreicht. Grundsätzlich zeigte es sich bei allen diesen Versuchen, daß es, wie schon Nernst annahm, einen absoluten Nullpunkt in dem Sinn, wie man früher dachte, gar nicht gibt. Er läuft gleichsam davon. Die Gase verschwinden nicht, weil bei so tiefen Temperaturen die ursprünglich gefundenen Gesetze der Zusammenziehung nicht mehr gelten. Es sind überhaupt keine Gase mehr, sie sind bereits flüssig oder fest geworden. An sich nimmt überhaupt der Ausdehnungskoeffizient aller Stoffe gegen den absoluten Nullpunkt hin immer mehr ab, bis er praktisch gleich Null wird. Von einer gewissen Temperatur an ziehen sich die Körper bei weiterer Abkühlung nicht mehr zusammen. Die Moleküle, die sich in der Wärme außerordentlich rasch hin und her bewegen, schwingen mit zunehmender Kälte immer langsamer und stehen schließlich still. Die Materie ist gleichsam im innersten Gefüge von einer Todesstarre ergriffen, die Stoffe sind — wie man auch besonders im Hinblick auf die Metalle gesagt hat — „entartet". Sie verlieren zum großen Teil ihre chemische Reaktionsfähigkeit. Bringt man zum Beispiel unter normalen Verhältnissen Natrium mit Salzsäure zusammen, so entsteht unter Wasserstoffentwicklung Kochsalz. Bei großer Kälte findet hier wie in andern Fällen keine chemische Umsetzung mehr statt; bei der Kälte des Weltenraumes verlieren die Gesetze der Chemie ihre Geltung. So ändern sich auch viele andere Eigenschaften der Materie, vor allem der Aggregatzustand. Gase werden flüssig, Wasserstoff bei — 253 Grad schon unter ge-

wöhnlichem Atmosphärendruck, feste Körper betonen gleichsam ihre Festigkeit und Härte, sie verlieren diejenigen Eigenschaften, durch die sie sich unter normalen Bedingungen irgendwie den Flüssigkeiten nähern, vor allem also ihre Zähigkeit. Die zähe Materie wird spröde, weiche und biegsame Stoffe werden hart und fest. Kautschuk und reines Zinn werden zum Beispiel so spröde wie Glas. Ein Baumwolltuch oder eine Blume, die kurze Zeit in flüssige Luft getaucht wurden, kann man zu Pulver zerreiben. Eine Bleiglocke klingt bei gewöhnlicher Temperatur dumpf, und der angeschlagene Ton verklingt sogleich. Schon bei der Temperatur der flüssigen Luft erklingt die Bleiglocke hell und hoch wie Stahl, und der Ton klingt lange nach. Ein ganz dünner Bleidraht vermag bei dieser Temperatur ein Kilogewicht zu tragen. Bläst man ihn an, so reißt er an dieser Stelle, an der er sich etwas erwärmt hat, auseinander.

Farbige Stoffe verlieren ihre Farbe, oder diese wird heller. Gelbgrünes Chlorgas und dunkelbraunes Brom werden durch Abkühlung auf — 250 Grad entfärbt, das gelbe Jodoform wird weiß. Organische Substanzen, wie Horn, zeigen bei sehr tiefer Temperatur Fluoreszenzerscheinungen. Wo schon vorher eine Fluoreszenz besteht, vergeht sie nicht nach Entfernung der Lichtquelle, sondern sie dauert auch dann noch an. Ein Straußenei leuchtet bläulich, solange es mit Ultraviolettlicht bestrahlt wird. Füllt man es mit flüssiger Luft, so dauert das Leuchten noch mehrere Minuten nach der Bestrahlung fort. Ein norwegischer Physiker nahm an, daß das Nordlicht durch solche Fluoreszenzerscheinungen an Stickstoffteilchen entsteht, wenn der in 1000 Kilometer Höhe über der Erdoberfläche noch vorhandene Stickstoff bei der ungeheuren Kälte schon unter ganz geringem Druck auskristallisiert. Tatsächlich hat dann Kamerlingh Onnes auch Nordlichter im Laboratorium erzeugt und Stickstoffkristalle unter dem Einfluß bestimmter elektrischer Entladungen so zum Leuchten gebracht, daß die Erscheinung genau

der des Nordlichtes glich. Solche Versuche sind übrigens sehr kostspielig. So kostet zum Beispiel die Herstellung einiger Heliumkristalle ungefähr 100 000 Mark.

Wohl die merkwürdigste Erscheinung ist das Verhalten tief gekühlter Metalle gegenüber dem elektrischen Strom. Im allgemeinen nimmt die Leitfähigkeit der Metalle in der Kälte zu. Der Leitungswiderstand wird bei Abkühlung um je 1 Grad um 0,4 Prozent geringer. Der Widerstand eines Platindrahtes, der bei 0 Grad 1 Ohm beträgt, sinkt bei — 252 Grad, der Temperatur des flüssigen Wasserstoffes, auf 0,017 Ohm, bei — 268,7 Grad, der Temperatur des flüssigen Heliums, auf 0,0119 Ohm. Der Widerstand nimmt zuerst langsam und gleichmäßig ab. Bei einer für die einzelnen Metalle verschiedenen Temperatur wird er dann plötzlich unmeßbar klein. Dieser sogenannte „Sprungpunkt" liegt zum Beispiel für Blei bei — 264,7 Grad, für Quecksilber bei — 268,7 Grad. Unterhalb des Sprungpunktes sind Metalle, Legierungen und Metallverbindungen — wie Schwefelkupfer — dann „supraleitend", das heißt unbegrenzt leitfähig. Induziert man in einen Ring aus supraleitendem Metall einen Stromstoß, so hört der Strom nicht zu fließen auf, wenn man den Strom ausschaltet, sondern er fließt ununterbrochen weiter. Es entsteht also auf diese Weise eine Art elektrisches Perpetuum mobile. Im Kältelaboratorium wurde in einem durch flüssigen Wasserstoff gekühlten Metallring durch einen Strom von 200 Ampere ein Stromstoß erregt. Der Ring wurde dann in einem besonders konstruierten Gefäß, das die Temperatur dauernd gleich niedrig hielt, im Flugzeug nach London zu einem Vortrag gebracht. Während desselben kreiste der Strom in gleicher Stärke weiter. Es ist nur schade, daß die Supraleitfähigkeit der Metalle nicht praktisch ausgenutzt werden kann. Sonst könnte man durch ganz dünne Drähte, etwa aus Zinn oder aus Quecksilber, die mit einer Schicht flüssigen Heliums umgeben wären, unbegrenzte Strommengen über die größten Entfernungen hin leiten.



Aufn. Bauer, Linden-Verlag

Pflanzen als Wegweiser in die Unterwelt

Von Ruth Andreas-Friedrich

Während sich Gelehrte und Laien seit Jahrzehnten immer erneut darüber streiten, ob die Wünschelrute tatsächlich als wissenschaftlich zuverlässiges Hilfsmittel bei der Wasser- und Metallsuche anzusehen sei, sind den Bodenforschern in aller Stille eine Reihe ganz anders gearteter Helfer zugewachsen, die lange Zeit in völlige Vergessenheit geraten waren. Schon im Altertum machte man bei den verschiedenen Erdgrabungen die Erfahrung, daß immer dort, wo bestimmte Bodenschätze oder Gesteinsarten in einiger Erdtiefe auftraten, sich auf der Oberfläche die gleiche Vegetation finden ließ. Im Mittelalter, wo jede empirische Erkenntnis nur allzuleicht in einem Nebel von Mystik und Aberglauben unterging, bemächtigten sich die Adepten dieser Tatsache und stellten sie in den Dienst ihrer geheimnisvollen Machenschaften. Schätze wurden mit Hilfe unsinniger Teufelsbeschwö-

rungen gegraben. Die Wurzel des Johanniskrautes, Zaunrübe, Schlüsselblume und Farnwedel öffneten angeblich den Weg zu verborgenen Goldquellen, und je geheimnisvoller die Zeremonie ausfiel, um so sicherer wähnte man sich ihres Erfolges. Die Vorstellung, daß sich Gleiches nur durch Gleiches finden ließe, daß also gelbes Gold nur mit Hilfe gelbfarbiger, sympathetischer Mittel zu suchen sei, trug das Ihre dazu bei, die Gemüter vollends zu verwirren. Nur wenige Eingeweihte wußten noch um die wirklichen Zusammenhänge, aber sie hüteten sich wohl, sie dem Volk preiszugeben, und so mischte sich Wahrheit mit Unsinn so lange, bis die Aufklärung ein für allemal mit dem gesamten abergläubischen Zauber aufräumte und über der mystischen Verbrämung auch die bodenanzeigenden Eigenschaften der Pflanzen der Vergessenheit anheimfielen.

Heute haben sich die Gelehrten unter einem ganz neuen Blickpunkt der alten Forschungsmethode wieder zugewandt. Man begann das reichhaltige Erfahrungsmaterial der Vergangenheit methodisch zu überprüfen und mit den Gegebenheiten der Jetztzeit zu vergleichen. Berichte aus allen Ländern der Erde offenbarten von neuem den unzweifelhaften Zusammenhang zwischen Bodenschätzen und Vegetation. Noch steht man erst am Anfang der Forschung. Angewiesen auf rein empirisches Vorgehen, lassen sich wissenschaftliche Rückschlüsse nur mit größter Vorsicht ziehen. Aber die ständig sich mehrenden Erfahrungen auf diesem Gebiet werden in steigendem Ausmaß von allen Fachleuten bei ihrer Forschungsarbeit angewendet, und auf der Suche nach Metallen und Bodenschätzen hat die Vegetation ihre alte Schlüsselstellung zurückgewonnen.

Nach einer wiederholten Beobachtung zeigt die einfache Mohrrübe besonders häufig kupferhaltigen Boden an. Auch üppige Ansammlungen wildwuchernder Feldnelken und des Leinkrauts lassen die gleichen Schlüsse zu. Die Eingeborenen Australiens benutzten wiederum seit jeher schon eine bestimmte Karyophyllazeenart (Nelkenart) als sicheren Wegweiser beim Aufspüren von Kupferfeldern,

während ihnen das hier unter dem Namen Jelängerjelieber bekannte Kaprifolium als silberverratend gilt. Aus Nordamerika wird berichtet, daß eine bestimmte Art von Wollampfer in jenen Gegenden gleichfalls auf Silberfunde schließen läßt.

Die starkblühenden weißen Sträucher, welche im Frühling ganz Kalifornien in eine strahlende Duftwolke tauchen, siedeln sich besonders gern auf stark goldkieselhaltigem Boden an, während die deutsche Birke ihre Wurzeln am liebsten in eisenhaltige Erde einsenkt. Siebenstern ist so auffallend häufig auf Zinnhalden zu finden, daß sich fast zwingend die Folgerung aufdrängt, überall dort, wo er sich ausbreitet, müsse auch Zinn anzutreffen sein. Bestimmte Veilchenarten, die gelegentlich auf unkultiviertem Boden in fast unübersehbaren Mengen wuchern, haben nach den bisherigen Feststellungen stets auf Zinkvorkommen in einiger Bodentiefe gedeutet, während der für medizinische und chemische Zwecke so überaus wichtige Fingerhut sich in ungewöhnlich starkem Ausmaß auf manganhaltiger Erde vermehrt.

Noch heute erzählt man sich, daß in den Zeiten, als man noch nicht gelernt hatte, mit wissenschaftlicher Methodik an die Bodengrabung heranzugehen, die Wunsiedeler Bergleute sich unbeirrbar darauf verließen, daß dort, wo Huflattich seine Wurzeln schlug, auch Bohnenerz zu finden sei. Das damals noch ungelöste Geheimnis dieser Behauptung entschleiert sich mit der Tatsache, daß Bohnenerz stets nur dort vorkommt, wo der Boden einen bestimmten Prozentsatz an Kalk enthält und Huflattich zu den kalkanzeigenden Pflanzen gehört.

Ehe wir uns diesen zuwenden, ist es vielleicht nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß in der Passauer Gegend unter den Einheimischen der Glaube an eine gewisse „Geheimpflanze“ verbreitet ist, die angeblich nur dort gefunden werden soll, wo Porzellanerde vorkommt.

Heute gilt es bereits für jeden Naturwissenschaftler als unumstößliche Tatsache, daß man, wie O. von Linsiow es

formuliert, zwischen „kalkholden" und „kalkscheuen" Pflanzen zu unterscheiden hat. Zu den ersteren rechnet man die gelben Anemonen, den Seidelbast und das Pfaffenhütchen. Eine bestimmte Wolfsmilchart, die in manchen Gegenden überhaupt nicht anzutreffen ist, stellt sich sofort ein, wenn der Boden ein Kalkvorkommen anzeigt. Umgekehrt rechnet zum Beispiel der Sauerampfer zu den kalkscheuen Pflanzen, was um so seltener anmutet, als diese Pflanze genau wie jede andere dennoch Kalk zu ihrem Lebensaufbau nötig hat. Das gleiche gilt von der Edelkastanie und der einfachen Kiefer. Phaskum, das Laubmoos, deutet, wie man sagt, stets auf kalkfreien, also für Ziegelbrennerei geeigneten Lehmboden.

Gerade die letztgenannten Forschungsergebnisse eröffnen in ihrer weiteren Entwicklung eine Fülle befruchtender Perspektiven für die Landwirtschaft, der damit wertvolle Fingerzeige für eine gewisse Anbauregulierung gegeben werden.

Ackerdistel gedeiht ausschließlich auf lehmhaltigem Boden, während bestimmte Moose seit langer Zeit von ungarischen Bodenforschern geradezu als untrügliches Zeichen für reicheres Tonvorkommen betrachtet werden. Aus Spanien wird berichtet, daß man heute immer mehr zu der Ansicht neigt, das Auftauchen einer bestimmten Windengattung stehe mit Phosphaterzlagern im Zusammenhang. Auch der Gipsboden hat seine bevorzugte Vegetation. Die gemeine Gänsekresse, Zimtrosen und gewisse Weidenarten bevorzugen Erde, die stark mit Gips angereichert ist.

In wasserarmen Gegenden konnte man in zahlreichen Fällen die Feststellung machen, daß Schachtelhalm, Schilfrohr und seltsamerweise auch die Glockenheide unzweideutig auf Grundwasser weisen, hygienisch einwandfreies Wasser dagegen stets in der Nähe von Binsen, Brunnenkresse und Tannenwedel zu finden ist. In diesen Zusammenhängen liegt wohl auch der Schlüssel zu den überraschenden und beinahe übersinnlich anmutenden Er-



Aufn. Dietrich, Stuttgart

Morscher Baumstumpf mit Pilzen

fahrungen, die so häufig von Expeditionsreisenden in unzivilisierten Ländern gemacht wurden. Sie berichteten, daß die eingeborenen Schwarzen bei größter Dürre und Verdurstungsgefahr plötzlich fast wie schlafwandlerisch ein verborgenes Wasserrinnsal aufzuspüren wußten, das

Mensch und Tier vor dem Verdursten rettete. Dieser so häufig gerühmte sechste Sinn der Primitiven erklärt sich vielleicht ganz einfach durch ein uralt vererbtes Wissen um den Zusammenhang von Vegetation und Bodengehalt, mag auch in diesen Fällen häufig nur ein halbverdorrtes Buschwerk oder ein winziger Grashalm die Fährte bezeichnen.

In einer ganz andern Hinsicht ist in unbewohnten Alpengegenden das Vorkommen einer bestimmten Sauerampferart lehrreich. Sie siedelt sich nur dort an, wo ehemals menschliche Niederlassungen bestanden haben, insbesondere auf einem von menschlichen oder tierischen Exkrementen gedüngten Boden, wie auch der Wegerich in großen Mengen die Düngerablagerungen in der Schweiz umsäumt. Überhaupt kommt es nicht selten vor, daß sich auf anscheinend jungfräulichem Boden eine Vegetation findet, die irgendwann einmal, mag es auch noch so lange Zeit zurückliegen, von Menschenhand angepflanzt worden sein muß. Auf diese Weise haben sich oft schon wertvolle Hinweise für kulturhistorische Grabungen dem Forschenden dargeboten.

Wie schwierig allerdings heute noch immer die Schlußfolgerungen auf diesem umstrittenen Gebiet sind, mag ein Beispiel für viele zeigen. Es kann geschehen, daß Pflanzen der gleichen Gattung einen ganz verschiedenen Untergrund bevorzugen. Roter Fingerhut zum Beispiel meidet Kalkboden, während die gelbe Abart ihn bevorzugt. Welche Gründe für diese Tatsachen maßgebend sind, läßt sich heute, am Anfang der Forschung, noch nicht einwandfrei übersehen. Die Pflanze selbst ist eine schweigsame Helferin und gibt auf die eindringlichsten Fragen keine Antwort. Einzig und allein ihr Dasein und stummes Blühen steht der Ausdeutung offen. Und es bleibt Aufgabe eines geduldigen, unermüdlichen empirischen Vorgehens, der Natur behutsam auch dieses Geheimnis abzulauschen.

Ruinen im Reiche des Lebens

Von Dr. G. von Frankenberg

Die belebte Welt ist keine Arche Noah, die fertig vor uns hingebaut wurde, sondern sie erstreckt sich gleichsam in eine vierte Dimension, die Zeit, in der das, was uns gegenwärtig vor Augen liegt, sich entwickelt hat und noch weiter umwandeln mag. Seit wir das begriffen haben, sehen wir manches in neuem Licht und vielleicht klarer als unsere Väter. Besonders eine Erscheinung, die früher unerklärlich schien, fügt sich jetzt zwanglos in unser verändertes Weltbild, das ist die der „rudimentären" oder zurückgebildeten Organe.

Um mit dem Bekanntesten anzufangen: Wozu haben wir an unserm Blinddarm jenen berüchtigten „Wurmfortsatz" (Abb. 1), ein fingerförmiges Darmstückchen, das durch seine Entzündung das Leben gefährdet, anderseits aber, wie zahllose Operationen beweisen, ohne Schaden entbehrt werden kann, ja sich bei den meisten Menschen im Alter schließt? Ehe wir die Frage beantworten, wollen wir uns noch einige solcher nutzlosen, wenn auch selten so bedenklichen Organe ansehen. Jeder kennt die stattlichen Laufkäfer der Gattung Carabus und weiß, daß sie schnell rennen, aber nicht fliegen können. Ihre Flügeldecken sind miteinander verwachsen oder verklebt, und doch liegen darunter kümmerliche Flügel-

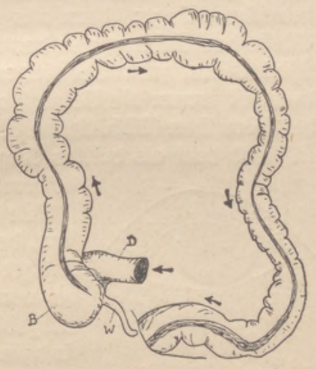


Abb. 1

Der Dickdarm des Menschen, in natürlicher Lage in den Körperumriß gezeichnet. D = Dünndarm, B = Blinddarm, W = Wurmfortsatz. Die Pfeile zeigen den Weg der Nahrung

reste, deren Bedeutungslosigkeit auch schon daraus hervorgeht, daß ihre Gestalt sehr wechseln kann.



Abb. 2
Das Steißbein des Menschen, aus vier (selten fünf) verkümmerten Wirbeln bestehend

Selbst bei Vögeln findet sich manchmal Verkümmerung der Flügel bis auf verschwindende Reste, so bei dem drolligen Schnepfenstrauß oder Kiwi Neuseelands. Die Nacktschnecken führen ihren Namen nach ihrer Schalenlosigkeit, und doch tragen viele einen Schalenrest unter der Rückenhaut verborgen. Eine ganz überraschend große Anzahl rudimentärer Organe aber besitzt der Mensch. Sein Steißbein (Abb. 2) entspricht in verkümmerter Form dem Schwanzskelett anderer Säuger. Die früher für den Sitz der Seele gehaltene Zirbeldrüse ist wahrscheinlich ein rudimentäres Auge; jedenfalls entspringt sie an derselben Stelle des Gehirns wie das unpaare Scheitelauge vieler Wirbeltiere, zum Beispiel unserer Eidechsen. Ein Rudiment ist ferner die kleine Falte im inneren Augenwinkel des Menschen (Abb. 3), sie ist bei den Vögeln sehr ansehnlich und dort als drittes Augenlid oder Nickhaut (Abb. 4) bekannt.



Abb. 3
Menschliches Auge. Im Innenwinkel der Tränenhügel (T) und die rudimentäre „Nickhaut“ (N), eine halbmondförmige Hautfalte

Alle diese Organe haben gemeinsam, daß sie gegenwärtig für ihren Träger ganz oder fast ganz nutzlos, bei verwandten Formen aber wohlausgebildet und nötig sind. Warum sind sie dann aber dort, wo sie nicht gebraucht werden, überhaupt vorhanden? Seit niemand im Ernst mehr daran zweifeln kann, daß die Lebewesen sich — im Lauf langer Zeiträume — verändern, ist es nicht

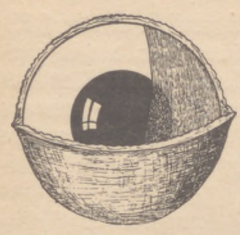


Abb. 4

Vogelauge mit wohlausgebildeter Nickhaut, die hier zum Schutz blitzschnell über das Auge gezogen werden kann

schwer einzusehen, daß jene Kümmerbildungen nichts anderes sind als die Reste einst funktionierender Organe. Und wie Ruinen, die sich hier und da aus der Landschaft erheben, dem Geschichtsforscher wertvolle Zeugen für das Vergangene sind, so zieht auch der Biologe aus solchen Organresten wichtige Schlüsse über die Geschichte der Art. Daß zum Beispiel die Schlangen von eidechsenartigen Vorfahren stammen, ließe sich, wenn andere Beweise fehlten, noch daraus entnehmen, daß die Riesenschlangen kleine Krallen („Aftersporne") an der Stelle tragen, wo die Hinterbeine sitzen müßten. Die Knochen des Beines und des Beckens sind rudimentär angedeutet (Abb. 5). Bei den Blindschleichen, die den Eidechsen noch ganz nahestehen, sind die Beine zwar verschwunden, Schulter- und Beckengürtel aber noch gut ausgebildet (Abb. 6). Nun verstehen wir auch das Rätsel des Blinddarms zu lösen. Er ist bei vielen, besonders bei pflanzenfressenden Säugern mächtig entwickelt, bei uns aber nebst seinem Anhang ein Überbleibsel, das leider nur verkümmert statt ganz verschwunden ist.

Daß Rudimente nicht selten etwas komisch wirken,

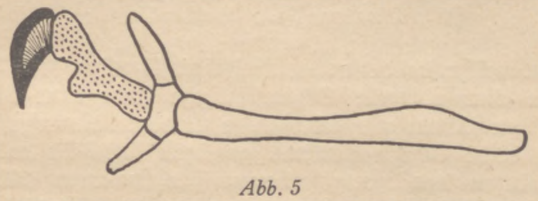


Abb. 5

Becken und Hinterbein einer Riesenschlange (Schema nach Fürbringer). Weiß = Becken, punktiert = Oberschenkel, schraffiert = Unterschenkel, schwarz = Kralle. Nur die Kralle ragt über die Haut

empfand schon Darwin. Er erwähnt gewisse blinde Höhlenkrebse, bei denen das Auge verschwunden, der Augenstiel aber noch erhalten geblieben ist, und sagt: „Das Gestell des Fernrohres ist noch da, wenn auch das Fernrohr selbst mit seinen Gläsern dahin ist.“ Auch die Ohrmuskeln des Menschen (Abb. 7) haben bestenfalls noch die Funktion, Mitmenschen zu erheitern.

Manchmal lassen sich ganze Rückbildungsreihen zusammenstellen. So gibt es zum Beispiel unter unsern Span-



Abb. 6
Schultergürtel einer Blindschleiche. Vergrößert.
Besonders auffällig sind die bumerangförmigen Schlüsselbeine.
Phot. von Dr. v. Frankenberg

nern welche, bei denen die Weibchen flügellos, die Männchen aber normale Schmetterlinge sind. Von diesem Extrem führen alle Übergänge zu dem Normalzustand, daß beide Geschlechter voll geflügelt sind. So hat das Weibchen des orangefarbenen Frostspanners (Abb. 8) seltsame Flügelchen, die nur etwa ein Viertel der Körperlänge ausmachen und zum Fliegen natürlich untauglich sind. Einen schönen Beleg für allmähliches Rudimentärwerden von Organen liefert auch die Stammesgeschichte



Abb. 7

Knorpel der linken Ohrmuschel nebst den (schwarz eingezeichneten) Ohrmuskeln. Der ansehnlichste dieser rudimentären Mukeln ist der das Heben des Ohres anstrebende „Musculus auricularis superior", der aber auch nur eine dünne Platte darstellt. Ein anderer zieht nach vorn, ein dritter nach hinten; ganz kleine Restchen liegen auf der Muschel selbst. Bedeutung haben sie alle nicht mehr

des Pferdes, die man aus Fossilfunden recht genau kennt. Von den fünf Fingern der ursprünglichen Säugetierhand — der Mensch hat sie treu bewahrt — fielen bei den Vorfahren des Pferdes erst der Daumen und dann auch der kleine Finger weg, es entstanden also dreizehige Pferde. Darauf wurden auch Zeige- und Ringfinger immer schwächer und kürzer, und das heutige Pferd geht auf dem sehr dick gewordenen Mittelfinger allein. Noch sind aber Reste von Zeige- und Ringfinger als „Griffelbeine" erhalten (Abb. 9).

Nun erhebt sich die Frage: Wie entstehen Rudimente? Warum verkümmern überhaupt Organe? Jeder weiß, daß manches Organ, etwa ein Muskel, durch starke Inanspruchnahme gekräftigt, durch Nichtgebrauch aber kleiner und schwächer wird. So



Abb. 8

Weibchen des orangefarbenen Frostspanners. Die Flügel dieses Schmetterlings sind bis auf unbrauchbare Reste verkümmert. Das Männchen hat normale Flügel

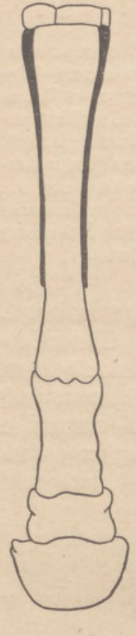


Abb. 9

Vorderfußskelett des Pferdes. Der Mittelfinger ist allein ausgebildet. Schwarz = „Griffelbeine“, Reste des Ring- und Zeigefingers

lag es nahe, anzunehmen, daß zum Beispiel die Rückbildung der Beine bei im Sand wühlenden Tieren oder die Verkümmerung der Augen bei Höhlenbewohnern (Abb. 11) eben auf dem Mangel an „funktionellen Reizen“ beruhe. Indes solche Rückbildungen, wie sie das Einzelwesen durch Nichtgebrauch erfährt, scheinen gar nicht erblich zu sein, und zudem läßt sich leicht zeigen, daß noch andere Ursachen gewirkt haben müssen. Wenn zum Beispiel bei den Ameisenarbeiterinnen, die doch in der Regel fortpflanzungsunfähige Weibchen sind, die Flügel verkümmern (nur selten finden sich Stummel, Abb. 10), so kann Vererbung erworbener Eigenschaften hierbei keine Rolle spielen, da die zur Fortpflanzung kommenden Männchen und Weibchen ja geflügelt sind.

Und doch ist es wahr, daß Organe verkümmerten, weil sie nicht mehr benötigt wurden. Nur hatte der Nichtgebrauch diese Wirkung nicht unmittelbar, sondern auf dem Weg über Variation und Auslese. Beim Bandwurm konnten sich Mund und Darm zurückbilden, weil das Tier die Fähigkeit erworben hatte, Nah-

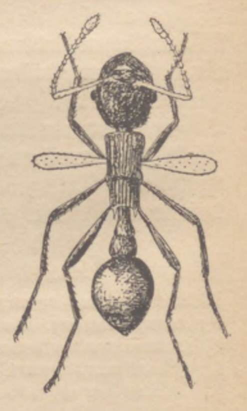


Abb. 10

Ameisenarbeiterin mit Flügelstummel (Myrmica scabrinodis, nach Wheeler). In der Regel sind die Arbeiterinnen der Ameisen völlig flügellos

rung unmittelbar durch die Körperwand aufzunehmen. Bei den Walen und Seekühen durften die Hinterbeine verkümmern, weil eine neue Fortbewegungsweise sie entbehrlich machte. Rudimentäre Organe sind also solche, die ihre Bedeutung eingebüßt haben, wie etwa das Haarkleid des Menschen, das durch die Kleidung überflüssig geworden und bis auf geringe Reste geschwunden ist.

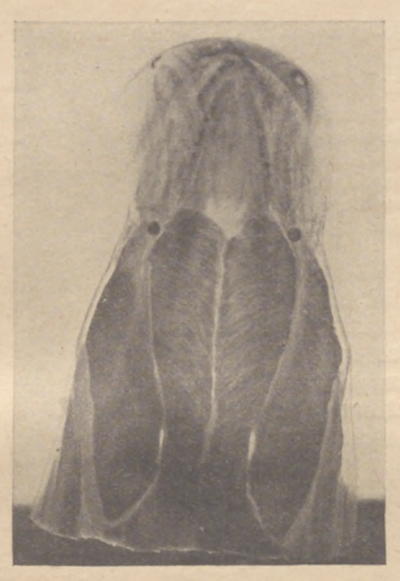


Abb. 11
Kopf des Grottenolms, durchsichtig gemacht, um die rudimentären Augen zu zeigen. Vergrößert. Phot. von Dr. v. Frankenberg

An fast allen Rudimenten können wir denn auch beobachten, daß sie stark „variieren". Unser „Wurmfortsatz" schwankt in der Länge zwischen 1 bis 2 und 25 Zentimeter! Unsere Weisheitszähne sind in sehr wechselnder Zahl ausgebildet. Auch unsere Ohrmuschel, die schon



Abb. 12
Die „Gehörknöchelchen" des Menschen, Hammer, Amboß und Steigbügel, in natürlicher Lage. Vergrößert

durch ihre zurückgedrehte Stellung an Bedeutung verloren hat, zeigt, wie sich jeder leicht überzeugen kann, bei den einzelnen Menschen die erstaunlichsten Verschiedenheiten. Lebenswichtige Organe variieren nicht in dieser zügellosen Weise; oder richtiger: wenn sie es tun, so verfällt der Träger solcher Variante mindestens bei wildlebenden Arten schnell der Ausmerzung; die Abänderung kann also nicht vererbt und erhalten werden.

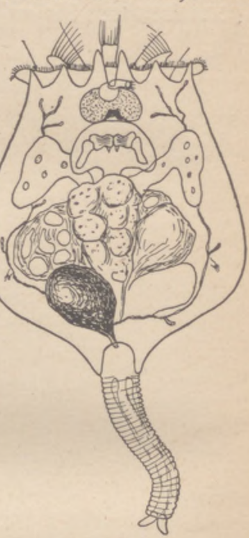


Abb. 13
Weibchen der Rädertiergattung Brachionus, mit wohlausgebildeten Organen

Manchmal scheinen sich Rudimente dadurch noch auf einer gewissen Ausbildungsstufe zu halten, daß sie eine neue Aufgabe übernehmen, einen „Funktionswechsel" durchmachen. So haben die Säugetiere drei winzige Knöchlein (Abb. 12), die bei ihren Vorfahren an der Bildung des Kiefergelenks teilnahmen, nun aber, immer noch miteinander verbunden, ins Mittelohr

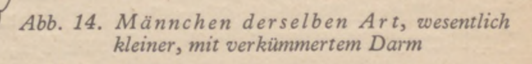


Abb. 14. Männchen derselben Art, wesentlich kleiner, mit verkümmertem Darm



Abb. 15

Ohrmuschel eines menschlichen Embryos im 4. Monat mit noch deutlich ausgebildeter Spitze. (Nach Schaeffer.)

hineingeraten sind, wo sie eine schalleitende Verbindung zwischen Trommelfell und innerem Ohr herstellen. Ein hübsches Beispiel bieten ferner die Flügel der an der Magalhaesstraße vorkommenden „Dampferente", die zwar zum Fliegen viel zu kurz sind, das Tier aber nach Art der Schaufelräder eines Raddampfers auf dem Wasser vorwärts treiben.

Das Verkümmern eines Organs kann außer durch fehlende Auslese auch durch eine seltsame Richtung der Auslese begünstigt werden. So hat man auf ozeanischen Inseln, die sehr von Stürmen heimgesucht sind, auffallend viele Insekten mit rudimentären Flügeln gefunden und nimmt an, daß die „Gegenauslese" Mutationen in dieser Richtung begünstigte, indem geflügelte Tiere leicht ins Meer geweht wurden.

Nicht nur Organe, sondern auch Schaltungen im Nervensystem und damit die wunderbaren „Instinkte" der Tiere können verkümmern. Erwähnt sei hier nur die oft nur angedeutete Scharrbewegung, die viele Hunde nach dem Absetzen des Kotes ausführen; man erklärt sie damit, daß dem wildlebenden Raubtier ein solcher Trieb, durch den die seine Anwesenheit verratenden Exkremente bedeckt wurden, von Nutzen war.

Noch verblüffender dürfte es für manchen sein, von „rudimentären Individuen" zu hören. Und doch gibt es dergleichen. In den Tierstöcken gewisser Hohltiere zum Beispiel

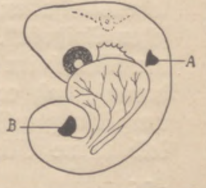


Abb. 16

Embryo der Blindschleiche (nach Nicolas) mit den später wieder verschwindenden Anlagen von Armen (A) und Beinen (B)

finden sich Individuen, die zu einer bloßen Schwimmglocke oder zum Freßorgan, ja zu einem Taster herabgesunken sind. Eigenartig berührt auch die Tatsache, daß bei manchen Tierarten die Männchen entschieden zurückgebildet wurden, so bei vielen Rädertieren, wo unter anderm ihr Mund und Darm stark verkümmern (Abb. 13 und 14). In gewissen Tiergruppen kann das so weit gehen, daß die Weibchen ansehnliche Tiere sind, die Männchen aber mikroskopische Zwerge, die, um die Groteske zu




Abb. 17
Zahnanlagen eines Bartenwalembryos (nach Kükental)
Diese Zähne werden nie benutzt. Obwohl sie bereits verkalkt sind, bildet der Körper sie alsbald wieder zurück

vollenden, nicht selten auf oder gar in den Weibchen als halbe Schmarotzer leben.

Endlich sei noch erwähnt, daß manche Rudimente nur während der Keimesentwicklung auftreten. So haben die Öhrchen des menschlichen Embryos zeitweilig eine Spitze wie ein Tierohr (Abb. 15); gelegentlich bleibt sie zeitlebens erhalten, dann spricht man von einem „Darwinschen Spitzohr". Auch über einen kleinen Schwanz verfügt der Mensch im Embryonalzustand, ein weiterer Hinweis darauf, daß er geschwänzte Vorfahren besessen haben muß. Ganz entsprechend hat die Blindschleiche im Mutterleib kleine Gliedmaßenknospen (Abb. 16). Die Barten-

wale, die ja völlig zahnlos sind, besitzen als Embryonen Zahnanlagen (Abb. 17), die sogar verkalken, um später, ohne je benutzt zu sein, wieder ganz rückgebildet zu werden. Zweifellos ist das eine „Erinnerung“ an zahntragende Vorfahren.

So ließen sich noch zahllose Beispiele anführen. Wohin wir uns auch wenden im Reich des Organischen, überall ist „historischer Boden“; eine Millionen Jahre umspannende Geschichte hat ihre Spuren in den Lebewesen hinterlassen. Wer diese Zeichen zu deuten versteht, dem erschließt sich eine neue Anschauung: Das Leben ist nicht allmächtig, es ist außerstande, Vollendetes zu schaffen, Ruinen aus vergangenen Tagen zeugen von früheren Kämpfen, manchmal auch von aufgegebenen Versuchen und langwierigen Umwegen. Um so bewundernswürdiger aber ist es, wie das Leben diese Schwierigkeiten überstanden und trotz unzulänglicher Mittel seine neuartige Ordnung in einer feindseligen Welt erhalten und gefestigt hat! Wie ein erprobter Krieger steht der Organismus vor uns, narbenbedeckt, doch ungebrochenen Mutes. Der wundervolle Drang nach vorwärts ist es, der uns das Lebendige trotz all seiner Mängel lieben läßt!

Giftige Tiere und tierische Gifte

Von Wilhelm Hochgreve

Unter den giftigen Tieren stehen die Schlangen voran. Auch andere Amphibien sind giftig, doch ist ihre Zahl beschränkt, während die Schlangen zahlreiche Vertreter aufweisen, deren Organismus eine giftige Masse erzeugt, die durch eigens hierzu eingerichtete Werkzeuge auf andere Lebewesen übertragen werden kann. Die Schlangen haben zu diesem Zweck bekanntlich Giftzähne, die mit den Wurzeln auf in den Kiefern befindlichen Drüsen haften, welche die Giftsammler und -behälter bedeuten. Beim

Beißen der Schlange üben die röhrenartigen Zähne, die bei den meisten Giftschlangen mit Rinnen versehen sind, auf die Drüsen einen Druck aus, so daß das Gift durch die Röhre oder die Rinnen in die Bißwunde eindringt. Die amphibischen Gifte wirken wahrscheinlich nur durch die Übertragung auf das Blut des Opfers. Während verschiedene Tiere, wie zum Beispiel der Iltis und der Igel, auch manche Egel und Schnecken unempfindlich gegen Schlangengift sind, gibt es keine „Immunität" des Menschen gegen das Gift der Schlangen.

Das Äußere des Giftes sowie die Kraft der Giftwirkung, sind bei den einzelnen Schlangen verschieden. Bei einigen ist es ölig-gelb, bei der Klapperschlange weiß bis grünlich und gummiartig zäh. Schlangengift erhält sich sehr lange wirksam. Eine der giftigsten Schlangen ist die Brillenschlange. Schon 0,03 Gramm ihres Giftes wirken tödlich. Die mehr oder weniger rasche Wirkung des Bisses einer Giftschlange hängt von verschiedenen Umständen ab, zunächst auch davon, wo der Biß den Körper traf, zum Beispiel an einer Hauptader. Der Biß einer satten Giftschlange soll gefährlicher sein als der einer hungrigen. Die Äußerung des Giftbisses an dem getroffenen Körper ist verschieden. Oft sind nur örtliche, oft aber auch Allgemeinerscheinungen bemerkbar, die dann ein rasches Ende herbeiführen. Kalter Schweiß bedeckt das Opfer, die Bißstelle wird brennend rot, der Herzschlag beginnt zu stocken. Auch Erbrechen kann eintreten. Blutungen aus Nase, Mund und Ohr, und Zuckungen wie Krämpfe sind häufige Begleiterscheinungen.

Unter den vielen Mitteln zur Bekämpfung giftiger Schlangenbisse ist das nächstliegende ein Aussaugen der Wunde und die Abbindung des getroffenen Körperteiles. Das Auswaschen mit Alkohol fördert die Wirkung dieser Maßnahme. Den sichersten Erfolg aber verspricht das Ausbrennen der Wunde mit glühendem Eisen. —

Zu den giftigen Amphibien zählt auch der in ganz Europa vorkommende Feuersalamander. Er beißt zwar

nicht wie die Schlangen, um sein Gift zu übertragen, aber sein Körper scheidet ein Giftsekret aus, das sich in Hautdrüsen sammelt. In den Salamandern ist das Salamandrin nachgewiesen, ein in Wasser lösliches Alkaloid. Im Körper des Wassersalamanders befindet sich dagegen ein flüchtiger, sauer reagierender Stoff. Der Wassersalamander verendet, wenn man ihm sein eigenes Gift in die Bauchhöhle einflößt. Giftige Tiere sind, wie der Feuersalamander, bisweilen sehr auffällig gefärbt, so daß man hier von einer Warnfarbe sprechen kann. Krähen und Häher sollen Feuersalamander nicht aufnehmen, während die Ringelnatter sie angreift und ohne Schaden verzehrt. Das Gift des Feuersalamanders macht sein Fleisch für Lurche fressende Tiere sonst allgemein ungenießbar, vermag kleinere sogar zu töten. Für ihn selbst ist das Sekret unschädlich. Es ist festgestellt, daß größere Feuersalamander in Gefangenschaft oft kleinere verzehren, ohne sich zu schädigen. Im Westen der Kordilleren lebt eine buntfarbige Echse, die wie die Schlangen Giftzähne hat und damit eine Ausnahme unter allen Echsen bedeutet. Ihr Gift vermag Hunde und Katzen zu töten, hat aber beim Menschen nur eine mäßige Wirkung. —

Unter Fischgift versteht man im allgemeinen das in sich zersetzenden Fischen erzeugte Gift, das tödlich wirken kann. Es gibt indessen auch lebende Fische, die Giftträger sind. An den stachligen Rückenflossen verschiedener Seefische befinden sich längliche häutige Säckchen, die Giftdrüsen enthalten. Hier wirkt ein Stachelstich ähnlich wie bei der Giftschlange der Biß, nur daß die Giftkraft geringer ist. An den Meeresküsten des Fernen Ostens kommt eine Fischart vor, deren Fleisch im Magen des Menschen schwere Vergiftungserscheinungen hervorruft, wie zum Beispiel das des gefleckten Stachelbauches, mit dessen Hilfe auch viele Selbstmorde verübt werden.

Zwiesprache mit dem Leser

Zu unserm Preisausschreiben: „Wer schreibt den schönsten Liebesbrief?“ erhalten wir eine

Zuschrift von Frau Th. M. (Regensburg):

Die schönsten Briefe waren Nr. 19 Goethe an Frau v. Stein, Nr. 30 Mozart an Konstanze, Nr. 31 Diotima an Hölderlin und Nr. 37 Beethoven an die unbekannte Geliebte.

Außerdem erhalten wir noch eine Anzahl von Liebesbriefen aus Privatbesitz, die wir nicht alle an dieser Stelle veröffentlichen können. Wir haben aber bereits Gelegenheit genommen, den Einsendern unsern Dank unmittelbar auszusprechen. Schon in unserer Einführung, aber auch in einer Einsendung des vorigen Bandes wurde gesagt, daß jeder echte Liebesbrief schön sein wird, mag seine Sprache noch so ungelenk sein. Gerade das einfache Gefühl wird oft durch das, was es verschweigt, stärker ergreifen als der allzu blumige Überschwang der hochgetriebenen Empfindung. In diesem Zusammenhang macht einer unserer Leser auf den Roman von C. S. Forester „Der General“ aufmerksam, in dem einmal vom Briefwechsel eines alten Soldaten im Felde mit seiner jungen Frau erzählt wird:

„Es war auch ein Brief von Emily gekommen — voll der scheuen, halben Liebeserklärungen, die genau so weit gingen, wie man in einem Schreiben Emilys erwarten konnte, und nicht weiter, als es Curzon danach verlangte. Flammende Phrasen schwarz auf weiß hätten Curzon unangenehm berührt; er war ganz zufrieden, daß Emily schrieb, sie vermisse ihn und hoffe, er werde bald zu ihr zurückkehren, und mit den schüchternen ‚Liebster‘, die im ganzen dreimal zwischen den zögernden Mitteilungen eingestreut waren.

Curzon antwortete am nächsten Tag, zurückhaltend, wie es seine Art war. Das einzige Mal, daß er in seinem Brief fertigbrachte, ‚Liebste‘ zu schreiben, kam in ‚meine liebste Frau‘ vor, und sein Gefühl kam nur einmal in dem kleinen Satz zum Ausdruck, den er als Antwort auf Emilys Feststellung, daß sie ihn vermißte, hinschrieb . . .“

Inhaltsverzeichnis

Holzsteg im romantischen Zillertal . Titelbild

Bilder aus der Erntezeit 3
Aufnahmen von Rosemarie Clausen

Reifes Feld 6
Gedicht von Gottfried Kölwel

Die Seejungfrau. 7
Erzählung von Günther Grell. Mit Zeichnungen von A. G. Nissen (Schluß)

Über den Ursprung und die Geschichte von Tiergärten 42
Von Johann Stiller

Die Unzertrennlichen 48
Von Hans Här. Mit Abbildungen

Brücken in deutscher Landschaft 53

Orgelspiel am Wochentag 57
Von Hermann Linden. Mit Zeichnungen von Hermann Ebers

Markttag in Chichicastenango 67
Von Walter Widmann. Mit Abbildungen

Die beiden Franz-Joseph-Medaillen . . . 75
Novelle von Hans von Hülsen

Frauen im Bildnis des Biedermeier . . . 93
Von Dr. Max Schefold

Junger Wein. 104
Erzählung von Ines Angelika Mosig. Mit Zeichnungen von Kurt Schöllkopf (Schluß)

Das Nibelungenlied und seine Landschaft . 130
Von Otto Heuschele

Das Fest zu Paris 139

Von Wolfram Brockmeier. Zeichnungen von Fritz Busse

Der Andere 146

Von Josef Mühlberger. Zeichnungen von Robert Kraus

Made in England 151

Von E. G. v. Maassen

A ist nicht gleich A 56

Kriminalgeschichte von Edmund Finke

Aus dem Bilderbuch des Lebens: 163

Jugend in Japan

Der Blick aus dem Fenster: Welt in uns und um uns 167

Materie bei Weltraumkälte — Pflanzen als Wegweiser in die Unterwelt — Ruinen im Reiche des Lebens — Giftige Tiere und tierische Gifte

Zwiesprache mit dem Leser 90

Umschlagbild:

Bildnis der Gräfin Bose, geborenen Gräfin Schulenburg-Wolfsburg. Gemälde von Johann Friedrich August Tischbein (1750—1812)

Hauptschriftleiter: Dr. Karl Blanck, Frauenkopf über Stuttgart, verantwortlich für Text und Bild / In Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Stuttgart, Cottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Porto für Rücksendungen ist beizufügen.

Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

„Deutsche in Amerika – das ist ein in letzter Zeit in Büchern oft behandeltes Thema. So greift man zunächst recht vorsichtig nach dem Werk von Fritz Scheffel. Um es vorwegzunehmen: man wird angenehm enttäuscht, denn dies ist wirklich ein starkes und eigenwüchsiges Buch. Es behandelt ein typisch deutsches Schicksal. Deutsche, die im Vertrauen auf phantastische Versprechungen über den Großen Teich fuhren, erleben drüben namenloses Elend, Enttäuschung, Zusammenbruch und Not. Wie trotz unglaublicher Widerstände und Gefahren durch den Einsatz einiger Führernaturen doch das Schicksal bezwungen wird, wie, trotz allem, Recht, Ordnung, eine Gemeinschaft emporwächst, das ist ein eindringliches Dokument deutscher Überwindungskraft und Stärke." Der Arbeitsmann, München

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Neuerscheinung 1937

Deutsche suchen den Garten der Welt

Das Schicksal deutscher Auswanderer in Texas vor 100 Jahren. Nach Berichten erzählt von

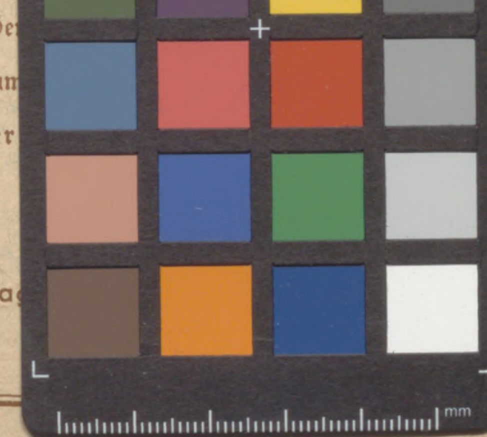
Fritz Scheffel

Mit einer Karte. In Leinen RM. 6.50

Ein packender und erschütternder Tatsachenroman, der einen bisher noch völlig unbekannten Stoff aus der deutschen Geschichte der letzten hundert Jahre in seiner ganzen Tragik wie in seiner phantastischen Abenteuerlichkeit gegenwärtig zu machen versteht.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

„Deutsche in Amerika — das ist ein in letzter Zeit in Büchern oft behandeltes Thema. So greift man zunächst recht vorsichtig nach dem Werk von Fritz Scheffel. Um es vorwegzunehmen: man wird angenehm enttäuscht, denn dies ist wirklich ein starkes und eigenwüchsiges Buch. Es beh
Schicksal. Deutsche, die im
Versprechungen über den
drüben namenloses Elend
bruch und Not. Wie trot
und Gefahren durch den
doch das Schicksal bezwu
Recht, Ordnung, eine Ge
ist ein eindringliches Dokum
kraft und Stärke." Der



Union Deutsche Verlag


Biblioteka Główna UMK
300020176520